

Öffentlichkeit in Gesellschaft der Computer

Digitalisierung als Herausforderung und Chance für soziologische Theoriebildung

Jasmin Siri

Dem Verhältnis von Differenzierung und Integration gehen die folgenden Ausführungen anhand eines Phänomenbereichs nach, der erstens *soziologiegeschichtlich*, zweitens hinsichtlich der *empirischen Aktualität* und drittens hinsichtlich einer besonderen *Relationalität* dieser beiden soziologischen Grundbegriffe soziologisches Potenzial verspricht. Dieser dritte Phänomenbereich der Analyse ist der Begriff der ›Öffentlichkeit‹, genauer: *der Begriff der Öffentlichkeit ›in Gesellschaft der Computer‹*, also einer Gesellschaft, die nicht nur das Computermedium erfunden, sondern sich dieses für eine breite öffentliche Nutzung durch Nicht-Expert:innen zugänglich gemacht hat, in der sich die praktische Aneignung und Ausbreitung des Mediums in beträchtlichem Maße vollzogen hat.

Ich werde argumentieren, dass Öffentlichkeit(en) ein soziologisch spannender Fall sind, um das Verhältnis von Differenzierung und Integration zu durchdenken – und dies gilt auch vice versa: Durch die Relationierung von Öffentlichkeit zu Differenzierung und Integration wird deutlich, dass und wie sich der soziologische Begriff der Öffentlichkeit verändert hat. Es geraten Veränderungen und Krisendiagnosen des Öffentlichen in den Blick, die selbst medienevolutiven Ursprungs und zugleich konsequenzenreich für theoretisch-soziologische Beschreibungen sind, nicht zuletzt für jene differenzierungstheoretischer Façon.

Wiewohl ich im Folgenden hinsichtlich meiner empirischen Illustrationen die ›digitale Phase‹ der Computerentwicklung fokussieren werde: Das Begriffspaar Differenzierung/Integration ließe sich auch nutzbar machen, um die Evolution des Computermediums vom prädigitalen ›Lochkartenlesegerät‹ bis hin zu potenziellen post-digitalen Formen der Computerkommunikation zu diskutieren, seien es Mensch-Maschine-Komplexe, neuronale KI-Netze oder potenzielle Anwendungen von Quantencomputern, welche die binäre Logik der Digitalität abzulösen trachten. Sofern ich also im Folgenden die frühe Phase der Computerisierung in diesem Text weitestgehend ignoriere und die Phase der sogenannten Digitalisierung priorisiere, so stellt doch die Rede von der ›Digitalität‹ eher eine Hilfskonstruktion dar. Digitalisierung soll im Folgenden daher als ein empirisches Label und nicht als ein theoretischer Begriff verstanden werden. Als empirisches Label umfasst der Begriff grundlegend alle Formen computervermittelter Kommunikation und Handlungen sowie ihre Wirkungen in sozialen Formationen, seien

es Interaktionen zwischen Personen oder Gruppen von Personen, Interaktionen zwischen Personen und technischen Anwendungen, Veränderungen in der Struktur von Organisationen oder Veränderungen auf funktionssystemischer Ebene, z. B. im Hinblick auf Zeitverhältnisse, Semantiken oder die Potenzialität von Erinnern und Vergessen. Digitalisierung wird hingegen nicht als theoretischer Begriff gefasst, der ausgehend von der Funktionalität der Digitalität deren Historizität und semantischen Erfolg sowie ihre sozialen Wirkungen in den Blick nimmt (wie bspw. Nassehi 2019). Im Hintergrund der hier genutzten Minimaldefinition der Digitalisierung steht vor allem das Interesse, auch die post-digitale Computerisierung als Potenzial technischer Innovationen präsent zu halten und im zeitdiagnostischen Sinne in die Überlegungen zum Verhältnis von Computeraktivität, Öffentlichkeit und gesellschaftlicher Differenzierung einzubeziehen.

Zunächst soll kurz die soziologehistorische Relevanz der Begriffe Differenzierung und Integration diskutiert werden, wobei die Beteiligung von Computern an der Herstellung von Kommunikation und Sozialität als Chance für eine Re-Lektüre prä-digitaler Theorien perspektiviert wird (Abschnitt 1). Im Anschluss werden die beiden Begriffe relational am empirischen Fall der Öffentlichkeit und mittels des Rekurses auf zwei für die deutsche Soziologie-Community wirkmächtige Universaltheorien in den Blick genommen. Am Beispiel des Begriffs der Öffentlichkeit bei Niklas Luhmann und Jürgen Habermas soll gezeigt werden, welche theoretischen Herausforderungen die Praxis der Digitalisierung für diese Theorien mit sich bringt, aber auch, welche Chancen produktiver Re-Lektüre und produktiver empirischer Forschung sich ergeben können. Ich werde zu zeigen versuchen, dass und wie Differenzierung und Integration in der prädigitalen Betrachtung von Öffentlichkeit grundsätzlich miteinander verwoben scheinen, und argumentieren, dass dies für die soziologische Analyse Zumutung und Chance zugleich ist. Zumutung, weil die Gegenwärtigkeit der Digitalisierung historisch wie disziplingeschichtlich begründete normative Überschüsse ebenso sichtbar macht, wie auch theoretische Lücken in den Theorien der ›alten Bundesrepublik‹. Chance vor allem dann, wenn diese Theorien des 20. Jahrhunderts einer Re-Lektüre unterzogen werden, mit der Leerstellen benannt und möglicherweise normative Setzungen sichtbar gemacht werden können, ohne die theoretischen Mehrwerte dieser Theorien wegen mangelnder Aktualität unter digitalen Bedingungen zu übersehen (Abschnitt 2).¹

1 Es geht mir an dieser Stelle nicht darum, die Normativität von Theorien grundsätzlich zu problematisieren. Der Begriff des Überschusses soll vielmehr und vor allem *verdeckte* (z. B. der Alltagsplausibilität einer spezifischen historischen Phase gesellschaftlicher Evolution geschuldete) Normativitäten bezeichnen, die dann zum Theorieproblem werden, wenn sie, über den Weg der deskriptiven Beschreibung eines Ist-Zustandes einsickernd und über diese Beschreibung des Ist-Zustandes hinaus, in Theorien zeitlich *unbegrenzt* Wirkung entfalten, sich in diese Theorien also ›einschreiben‹ – und damit die Historizität und Kontingenz sozialer Evolution eher verunsichtbaren als zu erklären. Dann kann es scheinen, dass eine Theorie zu modernen Ent-

Der dritte Abschnitt wird sich anschließend damit beschäftigen, inwiefern die Erfindung des Computers und seine Etablierung als Mittler und Produzent öffentlicher Kommunikation etablierte Beschreibungen von Differenzierung und Integration *praktisch* herausfordert. ›Die Öffentlichkeit‹ wird dabei sowohl als Begriff und diskursiver Anker soziologischer Debatten, wie auch ›für sich‹ genommen, also als Arena der nicht ausschließlich privaten öffentlichen Kommunikation, in den Blick genommen.

Dass es diesem Text dabei nicht darum geht, ›letzte Antworten‹ auf die Frage einer aktuellen Beschreibung von Öffentlichkeiten oder auf den Status der Universaltheorien des 20. Jahrhunderts in dieser Debatte zu finden, versteht sich angesichts der Komplexität der aufgerufenen Fragestellung wohl von selbst, soll aber doch zu Beginn des Textes auch explizit noch einmal gesagt sein. Vielmehr versteht sich der Beitrag als einer zur aktuellen Theoriediskussion, der sich für eine Kontinuität der Theoriedebatte (insbes. über soziologische Grand Theories) durch Re-Lektüre und die Zugänglichmachung neuer Lesarten des Gewohnten begeistern kann.

1. Differenzierung und Integration: Einführende Anmerkungen

»An Hand des Begriffs der Differenzierung konnte die moderne Gesellschaft sich bewundern und kritisieren. Sie konnte sich als irreversibles Resultat der Geschichte auffassen und mit viel Skepsis in die Zukunft blicken« (Luhmann 1997: 596).

Differenzierung und Integration ist soziologiegeschichtlich wohl dasjenige Begriffspaar, welches man als Folie zum Verständnis eigentlich aller klassischen Theoriedebatten nutzbar machen kann. Je nachdem, ob das theoretische Pendel zur einen oder anderen Seite ausschlägt, ergeben sich spezifische (theorie-)politische Konsequenzen, die in der Geschichte der Soziologie so manchen Konflikt und auch so manches lektürebedingtes Missverständnis nach sich zogen. Der soziologischen ›Gründungsfrage‹ nach der Differenzierung (Luhmann 1997: 585) folgten Fragen nach der Integration auf dem Fuße. Auf die Beobachtung der Ausdifferenzierung von Arbeitsteilung (Spencer, Durkheim, Marx) und Bürokratie (Weber) sowie der daraus resultierenden funktionalen Lösungen (wie der Ausbildung differenter Rationalitäten (Weber), des Mediums Geld, aber auch sozialer Formen wie Anonymität und Fremdheit (Simmel) oder Generationalität (Mannheim), folgten – mal innerhalb dieser Theorien, mal ›nur‹ in der Rezeption

wicklungen nichts zu sagen habe, wiewohl es vor allem zeithistorischer Ballast ist, der ihr im Wege steht. Ich werde dies später unter anderem an der deliberativen Theorie und aktueller Wortmeldungen von Jürgen Habermas zur Unmöglichkeit der Deliberation in digitalen Öffentlichkeiten zu zeigen versuchen.

– Problembeschreibungen und Krisendiagnosen, die Fragen wie die folgenden problematisierten: Wie integriert sich, was sich differenziert? Wie ist Gemeinschaft bei Differenzierung noch möglich? Und: Was sind die individuellen wie kollektiven Kosten von Differenzierung?

Ob die Lösung nun Klassenkampf hieß (Marx/Engels), Differenzierung mittels der Integration einer Werteebene als sich selbst heilend definiert wurde (Parsons) oder die Idee einer möglichen ›Heilung‹ von ›Pathologien‹ der Differenzierung verworfen wurde (Adorno, Horkheimer und mit Abstrichen Luhmann); stets standen klassische Perspektiven der Differenzierung unter dem Erwartungsdruck, auch etwas zu Bedingungen und Möglichkeiten der Integration des Differenzierten und zur Frage, ob und wann es sich denn gegebenenfalls ›zu Ende differenziert‹ habe, zu sagen.

Das Begriffspaar von Differenzierung und Integration ist in zahlreiche soziologische Fragestellungen eingewoben – subkutan oder ausdrücklich. Seit Soziologie existiert und insbesondere seit sie auch öffentlich stattfindet, wird sie zudem unaufhörlich dazu aufgefordert, zur Frage der Vermittlung dieser beiden Begriffe Stellung zu beziehen. Nicht nur sind fachliche Debatten von Differenzierungs- und Integrationszumutungen durchzogen – je nach interessierendem empirischem Phänomen senkt sich die Waage dabei mal in Richtung Differenzierung, mal in Richtung Integration. Neben dem, was in der Debatte über Lektüren und soziologische Phänomenzugänge an Veränderungen und Historizitäten zu beobachten ist oder was unsere Fragestellungen durchziehen mag, findet das Begriffspaar auch in der Umwelt soziologischen Denkens Beachtung, im Sinne eines an Soziolog:innen adressierten Verlangens über Auskunft zu Phänomenbereichen, die mit diesen Begriffen umschrieben werden oder die sich die Unterscheidung selbst in eigenen Worten zu eigen machen. Soziolog:innen, die sich in medialen Öffentlichkeiten bewegen, werden nachgerade als Expert:innen für *Probleme* von Differenzierung und Integration adressiert. Eine Soziologie, die zu diesem begrifflichen Verhältnis schweigt, gerät daher intern wie extern unter Rechtfertigungsdruck, weshalb es sich schon aus reinem Pragmatismus lohnen würde, sich diesem Begriffspaar in reflexiver Absicht zu nähern.

Es gibt aber noch einen weiteren Grund dafür, zu Differenzierung und Integration nicht zu schweigen, und dies ist die Chance, anhand der Konfrontation dieses Begriffspaares mit neueren empirischen Phänomenlagen (wie der der Digitalisierung) etwas über die Historizität von Gesellschaftstheorien zu lernen. Denn manche soziologische Beschreibungen setzen zur Problembearbeitung des Begriffspaares Differenzierung und Integration Hilfskonstruktionen ein, die dann innerhalb der jeweiligen Theorie folgenreiche Konsequenzen zeitigen. Diese fallen vielleicht erst dann so richtig auf, wenn die Hilfskonstruktionen selbst herausgefordert werden, weil sie an Alltagsplausibilität oder theoretischer Plausibilität zu verlieren scheinen. Ein solcher Begriff ist der der Öffentlichkeit. Blickt man z. B. auf die Arbeiten Niklas Luhmanns und Jürgen Habermas', so wird in

beiden Werken deutlich, dass ›der Öffentlichkeit‹ mehr (Habermas) oder weniger (Luhmann) absichtsvoll eine Rolle als Katalysator von Integration und Konflikt zugeschrieben wird. Durch die Entstehung öffentlicher Computerkommunikation und deren wachsende Relevanz für mediale Konnektivitäten wird diese (insbes. bei Luhmann unterthematisierte) Rolle von Öffentlichkeit als Katalysator von Integration und Konflikt einerseits sichtbarer, andererseits zum Theorieproblem. Will man diese (und andere) Theorien für aktuelle soziologische Theoriearbeit erhalten, so wäre auszubuchstabieren, was die Funktion von Öffentlichkeit in soziologischen Theorien (auch über die beiden genannten Beispiele hinaus) ausmacht. Es wäre auch darüber nachzudenken, welche funktionalen Äquivalente für die Aufgaben, die die Öffentlichkeit theoretisch jeweils übernimmt, gefunden werden können und welche Verschiebungen im Verhältnis von Differenzierung und Integration dann gegebenenfalls beobachtbar werden.

Die empirische Herausforderung der Digitalisierung, das werde ich im Folgenden darlegen, ermöglicht einen frischen Blick auf die Theorien des 20. Jahrhunderts. Es wird sich zeigen, dass scheinbar gegensätzliche Theorien sich durch Gemeinsamkeiten auszeichnen, die erst angesichts der digitalen Herausforderungen im Scheinwerferlicht der soziologischen Beobachtung auftauchen.

2. Differenzierung, Integration und Öffentlichkeit: Eine Re-Lektüre der Theorien von Jürgen Habermas und Niklas Luhmann

Welche Rolle spielt der Begriff der Öffentlichkeit in soziologischen Analysen und wie verhält sich dieser zum Begriffspaar Differenzierung und Integration? Ich möchte zeigen, dass der Begriff der Öffentlichkeit zum Verständnis des Begriffspaares in besonderer Art und Weise beizutragen vermag. Ich stelle dabei die Vermutung an, dass ›Öffentlichkeit‹ in manchen soziologischen Theorien als Hilfskonstruktion eingebaut oder zumindest theoriepraktisch nutzbar gemacht wurde, um das Problem von Differenzierung und Integration zu adressieren.

2.1 Prädigitale Theorien, theoretische Reifizierungen und die Notwendigkeit kritischer Re-Lektüren

An die drei interessierenden Begriffe – Differenzierung, Integration und Öffentlichkeit – knüpfen ausgesprochene und unausgesprochene normative und politische Erwartungen wie auch theoretische Reifizierungen (wie die Vorstellung, es ›gebe‹ ›die Öffentlichkeit‹ im Singular im Sinne eines ›kollektiven Akteurs‹) an. Derlei theoretische Reifizierungen, wie ein Kollektivsingular ›der Öffentlichkeit‹ (vgl. Koselleck 2006: 66 ff., 290 ff.), funktionieren, solange sie nicht mit der sozio-

logischen Beobachtung des ›Hier und Jetzt‹ konfligieren. Sie funktionieren, solange sie »viele ausdifferenzierte Bedeutungen« plausibel zusammenfassen (Kosselleck 2006: 66). Man mag ihre Normativität oder theoretische Unterkomplexität kritisieren, sie ›stören‹ aber auch nicht weiter bei der theoretischen Arbeit. Sobald sie aber empirisch und/oder theoretisch nicht mehr haltbar sind oder prekär werden, erzeugen sie Theorieprobleme. Da jedoch theoretische Reifizierungen weniger für sich stehen, sondern vielmehr durch Alltagsplausibilität der gesellschaftlichen Beobachtung eingesickert sind, kann das Ergebnis einer Nicht-Passung mit empirischen Gegebenheiten dazu führen, eine Theorie vorschnell zu verabschieden.

Daraus ergibt sich aber auch, dass ein ›wie weiter?‹ mit diesen Theorien eines Zwischenschritts bedarf. Ein solcher Zwischenschritt würde sich darum bemühen, begriffliche Zusammenhänge theoretisch sauber darzustellen und von ihrem (disziplin-)historischen Gepäck insofern zu befreien, dass aktuelle Phänomenlagen der soziologischen Beobachtung mit diesen Theorien ›ohne Übersetzungsprobleme‹ zugänglich werden. Das bedeutet nicht unbedingt, dass man z. B. normative Zugänge ihrer Normativität zu ›entkleiden‹ braucht. Vielmehr würden aus Alltagsplausibilitäten heraus formulierte Normativitäten zu hinterfragen sein. Und erst dann ließe sich auch entscheiden, was z. B. die Universaltheorien des 20. Jahrhunderts zu einer Beschreibung von Öffentlichkeiten in Gesellschaft der Computer beitragen können. Die folgenden Ausführungen verstehen sich als eine solche ›Aktualisierungsarbeit‹. Sie werden anhand von zwei aus dem 20. Jahrhundert stammenden Grand Theories illustrieren, wie Digitalisierung zur Beobachtung und zur theoretischen Aktualisierung prädigitaler Theorien herangezogen werden kann. Ich werde mich angesichts der notwendigen Kürze des Textes vor allem auf die Beschreibung der Theorieprobleme konzentrieren, jeweils aber auch Hinweise zur möglichen Aktualisierung geben (dies vor allem in der Form von Fragen an die Theorien).

Die Auseinandersetzung beginnt mit Jürgen Habermas' Fassung der Öffentlichkeit und deren Bedeutung für die deliberative Theorie. Im Anschluss fokussiert der Text auf die Luhmann'sche Theorie des politischen Systems und der Massenmedien und fragt auch hier danach, welche Theorieprobleme durch die Entstehung von Computeröffentlichkeiten virulent werden.

Die Re-Lektüre stellt auch die Frage nach der Notwendigkeit ›theoretischer Reform‹ angesichts der Herausforderungen durch Computerkommunikation. Eine erste Umstellung, die erfolgen muss, wenn wir die beiden besagten Theorien zur Beschreibung der digitalen Öffentlichkeiten nutzbar machen wollen, ist die konsequente Umstellung vom Kollektivsingulär ›der Öffentlichkeit‹ hin zum Blick auf Öffentlichkeiten im Plural. Die Nutzung des Kollektivsingulärs und vor allem seine Bedeutung innerhalb der beiden Theorien weist auf den wohl bedeutendsten normativen Überschuss hin, den es zu bearbeiten gilt, wenn wir digitale Öffentlichkeiten auf sinnvolle Art und Weise soziologisch in den Blick bekommen

wollen. Sowohl in Habermas' als auch in Luhmanns Werk findet selbstverständlich bereits die Reflexion der Partikularisierung und Pluralisierung von Öffentlichkeiten statt. Dennoch nutzen beide den Begriff der Öffentlichkeit im Singular theoriestrategisch auf eine Weise, die unter digitalen Bedingungen gravierende Theorieprobleme erzeugt.

2.2 Differenzierung, Integration und die Frage der Deliberation (Habermas)

Jürgen Habermas beschreibt Differenzierung als eine sozial-historische Dynamik, in deren Verlauf soziale Systeme und Lebenswelt sich unterschiedlich entwickeln, wobei sie jeweils eigenen kommunikativen und handlungsleitenden Logiken folgen. In funktional differenzierten Gesellschaften desintegrieren sich also System und Lebenswelt. Aufbauend auf diese Feststellung beschäftigt sich Habermas in seinen wissenschaftlichen wie in seinen politischen Schriften mit der Frage, wie soziale Integration ›dennoch‹ möglich sein kann. Durch die Dualisierung des Handlungsbegriffs im Sinne eines funktional angelegten Systems von Handlung(sfolgen) auf der einen und eines aus der Lebenswelt emergierenden kommunikativen Handelns auf der anderen Seite (Habermas 1998: 179) wird die Unterscheidung von System und Lebenswelt erstens als grundlegende analytische Beobachtung der habermasianischen Analyse funktional differenzierter Gesellschaften gesetzt (Habermas 1998: 180) und zweitens im Sinne des normativen Anliegens der sozialen Integration (von Menschen in dieses Arrangement) ein Gestaltungshorizont eröffnet, den Habermas vor allem in der Theorie des kommunikativen Handelns als Kritik instrumenteller Vernunft und im Sinne einer Anleitung für eine Philosophie kollektiven demokratischen Lernens in und an der argumentativen Auseinandersetzung ausgearbeitet hat. Empirisch wird diese Fragestellung unter anderem im »Strukturwandel der Öffentlichkeit« (Habermas 1990/[1962]) diskutiert, wobei die grundlegende Differenz von institutionellen/strukturellen Voraussetzungen und der Lebenswelt (von Bürger:innen) die emphatische Idee von Öffentlichkeit und eine ideologiekritische Auseinandersetzung mit deren strukturellen Voraussetzungen motiviert. Öffentlichkeit übersetzt zwischen Lebenswelt und System, ihr wird eine Brückenfunktion zugeschrieben: »Die Sphäre des Publikums entsteht in den breiteren Schichten des Bürgertums zunächst als Erweiterung und gleichzeitig Ergänzung der Sphäre kleinfamilialer Intimität. Wohnzimmer und Salon befinden sich unter dem gleichen Dach« (Habermas 1990: 115). Habermas beschreibt, wie die nun Privaten zunächst ›das Lesen‹ und mithin das Argumentieren lernen. Er nimmt diese historische Situation als Marker für die Emergenz einer Öffentlichkeit, in der ein Publikum miteinander über bestimmte, ausgewählte Stoffe rätsoniert und dabei lernt, Meinungen zu begründen und Haltungen einzunehmen (Habermas 1990:

115 ff.). So entsteht in einem individuell-kollektiv vermittelten Prozess die öffentliche Meinung, an der sich wiederum die rasonierenden Lesenden in der Zukunft orientieren können. Diese Öffentlichkeit stehe und falle »mit dem Prinzip des allgemeinen Zugangs«, es entstehe eine starke Idee und eine praktisch wirksame »Fiktion« (Habermas 1990: 156, 203) bürgerlicher Öffentlichkeit, die durch ideologiekritische Perspektiven zu ihrer eigenen Dialektik finden müsse, um ihre demokratischen Potenziale abzurufen. Nicht erst im Vorwort zur Neuauflage von 1990 sondern auch schon in der Erstauflage 1962 wird durch den Autor selbst die empirische Eingeschränktheit eines Konzepts anerkannt, welches sich so sehr an der bürgerlichen Öffentlichkeit im Entstehen begriffener funktional differenzierter Gesellschaften orientiert. Wenngleich die Ausgangserwartung eines vernünftigen Diskurses bei Berücksichtigung all der empirisch sichtbaren gesellschaftlichen Konflikte und stattfindender Gewalt als »unrealistisch« betrachtet werden kann, ist die Idee doch praktisch so wirkmächtig, dass Habermas sie zum tragenden Moment deliberativer Praxis erklärt. Öffentlichkeit wird also sowohl als notwendige demokratische Fiktion und Bedingung jeder Deliberation wie auch als empirisch mangelhafte, durch Pathologien wie Propaganda und Konsumismus geprägte Sphäre dargestellt:

»Die bürgerliche Kultur war nicht bloße Ideologie. Weil das Raisonement der Privatleute in den Salons, Clubs und Lesegesellschaften dem Kreislauf von Produktion und Konsum, dem Diktat der Lebensnotdurft nicht unmittelbar unterworfen war; weil es vielmehr in diesem griechischen Sinne einer Emanzipation von dem lebensnotwendigen »politischen« Charakter auch in seiner bloß literarischen Form (der Selbstverständigung über die neuen Erfahrungen der Subjektivität besaß, konnte sich hier die Idee, die dann zu Ideologie herabgesetzt wurde, überhaupt ausbilden – nämlich Humanität. Die Identifikation des Eigentümers mit der natürlichen Person, dem Menschen schlechthin, setzt nämlich innerhalb des privaten Bereichs eine Trennung voraus, zwischen Geschäften einerseits [...] und jenem Umgang andererseits, der die Privatleute als Publikum verbindet. Genau diese Schwelle wird aber nivelliert, sobald und soweit die literarische Öffentlichkeit in den Konsumbereich hineinwächst. Das sogenannte Freizeitverhalten ist apolitisch schon deshalb, weil es, in den Kreislauf von Produktion und Konsum einbezogen, eine vom unmittelbar Lebensnotwendigen emanzipierte Welt nicht zu konstituieren vermag« (Habermas 1990: 248 f.).

Die bürgerliche Öffentlichkeit mit der ihr innewohnenden Idee der Humanität, so Habermas, hatte empirisch wenig Zeit, um »zu sich zu kommen«, bevor kapitalistische Logiken sie zur Ideologie »herabsetzten«. Und doch verteidigt Habermas im Vorwort der Ausgabe von 1990 unter Anerkennung kritischer Kommentare, z. B. über den Ausschluss von Frauen und Arbeiter:innen aus der bürgerlichen Öffentlichkeit, ihr weiterhin bestehendes Transformations- und Inklusionspotenzial. Bürgerliche Öffentlichkeit artikuliere sich schließlich

»in Diskursen an die sich nicht nur die Arbeiterbewegung, sondern auch das von ihr ausgeschlossene ›Andere‹, also die feministische Bewegung, anschließen konnte, um sie – und die Strukturen der Öffentlichkeit selbst – von innen zu transformieren. Die universalistischen Diskurse der bürgerlichen Öffentlichkeit standen von Anbeginn unter selbstbezüglichen Prämissen; sie blieben nicht immun gegen eine Kritik von innen, weil sie sich von Diskursen des Foucaultschen Typs durch ein Potential der Selbsttransformation unterscheiden« (Habermas 1990: 20).

Während das Kriterium der Inklusivität der Deliberation in der prä-digitalen Habermas-Rezeption eine herausgehobene Rolle spielte, wird unter digitalen Bedingungen vor allem die Frage nach der Bedeutung von Massenmedien (im Sinne von *legacy media*) für die Bildung und Aufrechterhaltung demokratischer Öffentlichkeiten virulent. Wenngleich kleinteiliger Diskussion und teilweise in der empirischen Beschreibung der Revision unterworfen: Die Massenmedien spielen für die von Habermas dargelegte Idee von Öffentlichkeit (in ihrer kolonialisierenden wie in ihrer transformativen Form) eine konstitutive Rolle. Das Gleiche gilt für die daraus resultierende Unterscheidung von Medienerzeugenden und Publikum. Dass beides – die Macht der Massenmedien ebenso wie die den *legacy media* innewohnende Differenz von Schreibenden und Lesenden – unter Bedingungen einer durch Computerkommunikation transformierten Gesellschaft kontingent gesetzt werden muss, wurde inzwischen vielfach betont, auch vom Autor selbst (Habermas 2022; vgl. Renn 2023). Einer Habermasrezeption ›in Gesellschaft der Computer‹ stellt sich also eine ganz ähnliche Frage wie jene, die Habermas 1990 durch seinen Rekurs auf die Kritik zur Schrift von 1962 in einem Vorwort zur Neuauflage zu beantworten suchte und die der Autor 2022 in einem Essay erneut beschäftigt hat: Wie kann die Funktion der Öffentlichkeit für die »Bestandsicherung eines demokratischen Gemeinwesens« (Habermas 2022: 10) gesichert werden? (Wie) ist Deliberation praktisch möglich, wenn kapitalistisch überformte (mediale) Strukturen sie verunwahrscheinlichen?

In einem aktuellen Beitrag für die Zeitschrift für Theoretische Soziologie geht Joachim Renn ebendiesen Fragen nach. Er rekonstruiert zunächst die Argumentation Habermas' im soeben schon kurz erwähnten Text von 2022. Habermas:

»stellte neulich den Vergleich an zwischen den von ihm einst analysierten Funktionen einer (vornehmlich bürgerlich geprägten) Öffentlichkeit für die praktische Verankerung demokratischer Selbstbestimmung [...] und den neueren Formen ausdifferenzierter ›Halböffentlichkeit‹ [...]. Er kommt [...] vorläufig zu dem Ergebnis, dass die Digitalisierung und die ihr zugeordnete Privatisierung von kommunikativen Arenen zu einer Erosion der ›inklusive auftretenden Öffentlichkeit‹ [...] führt: Die der digitalen Vernetzung entsprungenen Kommunikationsräume, in denen ›zu Autoren ermächtigte Nutzer‹ Aufmerksamkeit auf sich ziehen [...], bilden nurmehr ›Halb-Öffentlichkeiten‹, sofern zwar der Zugang technisch allen möglich und gestattet ist, sich aber

durch Echoeffekte ein unduldsamer Partikularismus als Standard schützenswerter Meinung durchsetzen kann« (Renn 2023: 129 f.).

Im Anschluss daran stellt Renn eine wichtige Frage:

»Stellt diese Herabstufung der inklusiven Öffentlichkeit zu einer (halbprivaten) Partikularität vielleicht gar keine kontingente empirische Fehlentwicklung dar, sondern offenbart sie viel mehr und mit erheblichen Implikationen die sachlich begründete Zerstörung einer Illusion der normativen Theorie?« (Renn 2023: 130)

Es sei eine konzeptuelle Frage, »wie stark sich hier beobachtbare empirische Lagen generalisieren lassen« (Renn 2023: 130). Der Theorie, so Renn, würde die Frage aufgedrängt, welchen Sinn das Ideal eines verallgemeinerungswürdigen Interesses in einer polykontextualen Gesellschaft noch haben könne. »Der Verdacht kommt auf, dass die Polyzentrik der Gesellschaft in Gestalt versprengter Debattenräume und Öffentlichkeiten den allgemeinen Perspektivismus (oder Konstruktivismus) vernunftskzeptischer Theoriebildung verifizieren könnte« (Renn 2023: 131). Damit weist Renn auf eine Problematik hin, an der nicht nur die von ihm besprochenen theoretischen Erwägungen, sondern auch die empirische Forschung zu digitaler Kommunikation, z. B. zu ›Hass im Netz‹ oder zu Polarisierung und Partikularisierung ganz grundsätzlich laboriert. Weder Quantität noch Qualität digitaler Kommunikation lässt sich einfach ›messen‹ – und damit auch nicht die Frage beantworten, ob es in den digitalen Medien ›mehr‹ negative, hasserfüllte, polarisierende usw. Kommunikation gebe als beispielsweise in der Gesellschaft der *legacy media*. Forschungspraktisch lässt sich diese Komplexität des Gegenstandes nur durch die Beschränkung auf kleine Teilöffentlichkeiten kontrollieren, was aber nichts über deren theoretische Verallgemeinerbarkeit aussagt.

Renn argumentiert, dass eine soziologische Analyse dazu aufgerufen sei, derlei Fragestellung gerade in einen differenzierungstheoretischen Rahmen zu stellen und empirisch zu beantworten. Er benennt folgende besonders erfolgreiche empirische Abweichungen von Norm und Radius der Deliberation: »die Tyrannei der partikularen Meinung«, den »Moralismus als Magnet politischer Aufmerksamkeit« und die »Autorität der Gerichte« (Renn 2023: 142 f.). In deren Bedeutungszuwachs beobachtet Renn »eine von den gesellschaftlichen Übersetzungsverhältnissen strukturell bewirkte Freilegung bislang latenter, aber dennoch wirkender und prinzipieller Paradoxien einer vermeintlich ›gesellschaftlichen‹ Öffentlichkeit« (Renn 2023: 132).

Renn warnt im Folgenden sehr zurecht vor Alarmismus und dem Missverstehen technischen Wandels angesichts der negativen Folgen von Digitalisierung wie Hasssprache und der Bildung partikularer Publika: »Trotz dieser Befunde (oder gerade ihretwegen) muss eine soziologische Analyse den Alarmismus meiden, der

selbst Kind der massenmedialen Kommunikation und ihrer Aufmerksamkeitsökonomie ist« (Renn 2023: 136). Er plädiert für eine differenzierungstheoretische Beobachtung von »Radius und Norm« öffentlicher Debatten, für den Blick auf institutionelle Erneuerung, von technischem Wandel und eine kultursoziologische Sensibilität für »Metamorphosen der Mentalitäten« sozialer Milieus (Renn 2023: 136; vgl. Renn 2021: 269 ff., 2014: 284 ff.).

Dann wird z. B. deutlich, dass die digitale Erweiterung der Lebenswelt kaum anderes zur Folge haben kann als eine Tendenz zur »Halböffentlichkeit«, schlicht deshalb, weil die Verarbeitungskapazität der Nutzer mit den technischen Möglichkeiten nicht Schritt zu halten vermag:

»Insofern liegt die von Habermas diagnostizierte Tendenz zur »Halböffentlichkeit« [...] in der »Natur« der Sache einer technischen Erweiterung des Radius der Debatten. Denn auf dieses Missverhältnis zwischen Rufweite und Verarbeitungskapazität antwortet eine Ausdifferenzierung, die den vormals zur Aggregation von Themen (und von Entscheidungsalternativen) fähigen Stellvertreter-Diskurs in den Medien, in denen wenige für viele debattierten, in eine unüberschaubare Vielzahl von kleinen Foren fragmentiert« (Renn 2023: 140).

Daran anschließend ließe sich soziologisch im Rahmen von empirischen Studien die Frage stellen, was aus der (technisch vermittelten) Tendenz zur Partikularisierung der Öffentlichkeit im Singular für deren Einfluss auf die Geltung der deliberativen Idee zu schließen ist. Dies kann jedoch nur dann produktiv getan werden, wenn aus der Veränderung der »alten Massenmedien« (also der *legacy media*) und der Veränderung von Medienregimen nicht per se ein Krisenzustand abgeleitet wird, der dazu führt, nur noch Krisen beobachten zu können. Die Ableitung einer Krise der Deliberation aus einer Krise der Medienarrangements, in denen sie entstanden sind, erscheint aus dieser Perspektive übereilt.

In diesem Sinne ließen sich weitere Fragen an den Habermas'schen Essay von 2022 (und die deliberative Theorie darüber hinaus) anschließen: Wieso wird die Diagnose der »Echokammern« hier so ernst genommen? Gibt es doch zahlreiche empirische Studien, die die populäre Diagnose von Echokammern und Filterblasen mit deutlichen Fragezeichen versehen. So ist einerseits zu bemerken, dass auch prädigitale Öffentlichkeiten derlei Formen der Selbstverstärkung kennen (Bruns 2019) und auf der anderen Seite dieser Beobachtung neue Freiheitsgrade für Personen stehen, die im »alten« massenmedialen Regime kaum öffentliche Sichtbarkeit erlangt hätten. Als Beispiel können Geflüchtete genannt werden, die als eine Art Bürgerjournalisten von ihrer Flucht und dem Ankommen in Europa berichteten (Shehadeh/Siri 2016; Siri 2014). Und so plausibel die Erzählung der abgeschotteten Echokammern sein mag, empirisch ist sie nicht nur nicht bewiesen, sondern es spricht einiges dagegen. So zeigen z. B. Fletcher und Nielsen in einer vergleichenden Studie, dass Online-Nachrichtenpublika in verschiedenen

Ländern nicht weniger Überschneidungen (im Sinne von Verweisungen, Zitationen, Referenzen auf weitere Berichte anderer digitaler wie prädigitaler Medien) zeigen als Print- und Fernsehpublika (Fletcher/Nielsen 2017; vgl. Fletcher/Nielsen 2018). Mit Ergebnissen wie diesen lässt sich hinterfragen, ob in digitalen Medienarrangements tatsächlich von partikularen Teilöffentlichkeiten als dem Normfall medialer Kommunikation auszugehen ist.

Marc Mölders (in diesem Band) argumentiert, dass Problemdiagnosen der Integration nicht selten auf ein falsches Verständnis gesellschaftlicher Stabilität hinweisen, und führt den Begriff der Evolution ein, um auf die Prozessualität und Historizität gesellschaftlicher Institutionen hinzuweisen. Mit Mölders ist dabei auf die besondere Bedeutung von Organisationen für kommunikative Übersetzungsleistungen hinzuweisen (Mölders in diesem Band), und es ergibt sich die Frage, ob sich manche Krisendiagnose digitaler Öffentlichkeit nicht auch daraus ergeben könnte, dass digitale Medien sich der Form der Organisation teilweise entziehen – und damit auch der »gewohnten« gesellschaftlichen Beobachtung und Adressierung (Mölders in diesem Band). Für eine deliberativ interessierte Theorie würde das bedeuten, nicht nur Öffentlichkeit(en) in den Blick zu nehmen, sondern innerhalb komplexer medialer Arrangements in und außerhalb von Organisationen nach Reservoirs von Deliberation zu forschen bzw. empirisch nachzuforschen, an welchen konkreten Stellen innerhalb dieser Arrangements Deliberation verunmöglicht wird. Eine Frage an die Empirie könnte dann lauten, ob die für die Theorie so relevante Gatekeeping-Funktion durch Medienorganisationen nicht auch algorithmisch erfolgen könnte. So gibt es empirische Hinweise dahingehend, dass die Recherche mit Suchmaschinen Menschen keinesfalls in die »Bubble« lockt, sondern vielmehr zu ausgewogenen Nachrichtenquellen navigiert (Nechushtai/Lewis 2019). Es ist also keinesfalls ausgemacht, dass Nachrichten anhand der »eigenen Meinung« der Suchenden sortiert werden oder dass eine starke Social-Media-Nutzung zu schlechterer Quellenlage führt (Kitchens et al. 2020) – auch wenn Alltagsbeobachtungen in Sozialen Medien dies nahelegen mögen.

Aus der Perspektive einer digitalisierungssensiblen deliberativen Theorie müsste es nicht als ausgemacht gelten, dass Deliberation durch Halböffentlichkeiten »verunmöglicht« wird. Vielmehr wären zunächst zahlreiche Fragen zu beantworten, von denen hier einige gestellt wurden. Inwiefern sind Massenmedien, ihre Organisationskultur und etablierten Rollen wirklich so unabdingbar für eine realistische Darlegung der lebensweltlichen Probleme? Können die organisationalen Gatekeeper der Nachrichtenredaktionen der letzten zwei Jahrhunderte wirklich nicht »substituiert« werden? Sind die beobachteten »Mängel« einer »fragmentierten« (Habermas 2022: 11) Öffentlichkeit im 21. Jahrhundert Teil einer realen Pathologie, die Deliberation praktisch verunmöglicht, oder – das wäre meine Vermutung – mindestens *auch* Ergebnis eines Bruchs mit Seh- / Lese-gewohnheiten, ästhetischen Erwartungen und dem Zeitempfinden prädigitaler

Beobachter:innen angesichts massiver und anhaltender medialer Transformation? Nicht umsonst argumentieren zahlreiche Studien zur politischen Bildung, Medienkompetenz und Digital Literacy dafür, dass der Umgang mit digitalen Medien erlernt werden kann. Wie sind Projekte wie ›weiße‹ Hackatons, wie sind zahlreiche Demokratielabore und kollaborative Anstrengungen zur Herstellung demokratischer Öffentlichkeiten und diskursiver Verknüpfungen im Digitalen zu beurteilen? Geraten sie überhaupt in den Blick, wenn dieser durch Krisenerfahrung getrieben ist? Ist die Diagnose der ›Halbprivatheit‹ (Habermas 2022: 29) von Kommunikation in Social Media wirklich ein Hemmnis für Inklusion, weil die Privatsphäre nicht mehr ›erkennbar‹ von jener der Öffentlichkeit zu differenzieren ist? Und wer entscheidet, dass diese Unterscheidung praktisch nicht mehr stattfindet? Auch die scheinbar ›öffentlichsten‹ Darstellungen von Privatheit in Social Media sprechen dafür, dass es auch im Falle dieser Performances eine Hinterbühne, das Private, das Schweigsame gibt. Und wenn es nur darin besteht, sich beispielsweise zu Fragen einmal *nicht* zu äußern (Siri/Seßler 2013; Siri 2019).

Zuletzt: Kann Technik selbst sich in das deliberative Arrangement einsetzen? Kann sie vielleicht sogar dazu beitragen, inhaltliche und subjektive Dezentrierung und damit den Selbstvorbehalt universaler Einspruchsmöglichkeit ›herzustellen‹? Wenngleich mir klar ist, dass für Habermas die Potenz der Deliberation sich aus dem konkreten Handeln konkreter Akteure und deren sequenziellem Umgang mit Medien ergibt, so hatten die Bürger auch im Salon schon ›Erweiterungen‹ zur Hand, derer sie sich bedienten, und theoretisch wäre es sicher fruchtbar, praxistheoretische Vergleiche zwischen den medialen Arrangements anzustellen – nicht im idealtypisierenden, sondern im ganz praktischen Sinne. In der Folge wäre zu fragen, ob sich z. B. durch algorithmische Logiken praktische Äquivalente bzw. technische Lösungen für die Darstellung einer ›Öffentlichkeit im Singular‹ ergeben (Nechushtai/Lewis 2019). Dann wäre aus der Beschränkung des Teilnehmer:innenkreisen nicht auf den Partikularismus der Meinungskonstitution und -bestätigung zu schließen und man müsste sich genau anschauen, welche Vermittlungszusammenhänge konkret dazu beitragen – oder eben nicht.

Ich werde im Folgenden die Habermas'sche Fragestellung nicht weiter verfolgen, diene der Rekurs auf sie doch vor allem zweierlei: Erstens zur Illustration der Verwobenheit von Differenzierung, Integration und Öffentlichkeit in Universaltheorien des 20. Jahrhunderts und zweitens zur Argumentation der Sinnhaftigkeit einer differenzierungstheoretisch sensiblen Theoriearbeit, die die Unwahrscheinlichkeit der Entstehung einer bürgerlichen Öffentlichkeit, wie sie im soziologischen Gedächtnis deutschsprachiger Theoriedebatten verhaftet ist, in Perspektive zur medienevolutiven Entwicklung setzt und dabei der empirisch-soziologischen Vorsicht Vorrang vor nachvollziehbarem ästhetischem Unbehagen angesichts der Wucht und Schnelligkeit medienevolutiver Entwicklung einräumt. Ich habe argumentiert, dass insbesondere die Bedeutungszuschreibung an die Organisationen der Massenmedien und die mit ihnen verbundenen Selektions-

modi und Rollen es sind, die in Bezug auf die empirische Frage einer Computer-öffentlichkeit für die prädigitale Theorie der Deliberation theoretische Probleme erzeugen. Ob man die Norm deliberativer Form öffentlichen Austausches mitgehen möchte oder nicht, dass ist aus Sicht dieses Textes eine normative Entscheidung, zu der ich selbst mich enthalten will. Aber Deliberation in digitalen Räumen und unter Beiträgen der Technik für praktisch unmöglich, in prädigitalen Räumen hingegen für möglich zu halten, erscheint angesichts der raschen Entwicklung digitaler Räume und einer mindestens ›gemischten‹ empirischen Studienlage ein vorschnelles Urteil. Die obenstehenden Fragen regen dazu an, ein solches Urteil aufzuschieben.

Im folgenden Kapitel wird zu zeigen sein, dass es in anderer Art und Weise auch die Differenzierungstheorie Niklas Luhmanns mit einer Überbewertung der Rolle von Massenmedien zu tun bekommt, wenn Computer in die Genese und Gestaltung von Öffentlichkeit eintreten.

2.3 Differenzierung, Integration und die Frage nach den Massenmedien (Luhmann)

Vorweg soll kurz beschrieben werden, wie Luhmann Differenzierung und Integration begrifflich nutzt und einordnet. Seine Gedanken dazu hat er insbesondere in »Gesellschaft der Gesellschaft« (Luhmann 1997: 595 ff.) dargelegt. Er schränkt zunächst den Begriff auf »den Sonderfall der Systemdifferenzierung« (Luhmann 1997: 596) ein, womit gesagt ist, dass es um sich stetig wiederholende Unterscheidungen, nicht um »einfache Differenzen« gehe. »Systemdifferenzierung ist somit nichts anderes als eine rekursive Systembildung, die Anwendung von Systembildung auf ihr eigenes Resultat« (Luhmann 1997: 597). Luhmann unterscheidet vier basale Typen gesellschaftlicher Differenzierung: segmentäre Differenzierung, die Differenzierung nach Zentrum und Peripherie sowie stratifikatorische und funktionale Differenzierung, die er, wie es zuvor Habermas für die funktionale Differenzierung ebenso getan hat, als kontingente, evolutionäre Entwicklung begründet (Luhmann 1997: 612).

»Wie leicht ersichtlich, gibt es keine theoretische Begründung für diesen Katalog. Noch kann man zwingend ausschließen, daß sich im weiteren Verlauf der Evolution andere Formen bilden werden. Man kann aber einsichtig machen, daß die evolvingen Gesellschaften nur wenige stabile Formen der Systemdifferenzierung finden und dazu tendieren, einer einmal bewährten Form den Primat zu geben« (Luhmann 1997: 614).

Funktionale Differenzierung macht die primäre Differenzierungsform moderner Gesellschaften aus, deren Kommunikationen wiederum Interaktionen, Organisa-

tionen und Funktionssystemen in einem Strom von Ereignissen, die jeweils nach spezifischen Funktionslogiken erfassbar werden, durchlaufen. In Abgrenzung zu Parsons, dessen Primat der Funktion und der Werteintegration Luhmann verwirft, gibt es für ihn keinerlei Garantie ›gelungener‹ Differenzierung.

»Die klassische Soziologie reformuliert das Problem als eine quasi gesetzmäßige Beziehung zwischen Differenzierung und Integration. Die Differenzierung könnte nicht ins Extrem völliger Indifferenz getrieben werden. [...] Dabei bleibt der Begriff der Integration zumeist jedoch undefiniert und wird, wie man kritisch angemerkt hat, mehrdeutig verwendet. Häufig fließen in ihren empirischen Bedingungen nicht weiter reflektierte Konsensprämissen ein. Das hatte zur Konsequenz, daß der Begriff der Integration nach wie vor benutzt wird, um Einheitsperspektiven oder sogar Solidaritätserwartungen zu formulieren und entsprechende Einstellungen anzumahnen – im alteuropäischen Stil!« (Luhmann 1997: 601 f.)

Der Rekurs auf Alteuropa und soziologische Klassik ist ein klares empirisches Indiz für Luhmanns Bewertung solcher Erwartungsproduktionen: Er hält sie soziologisch für unterkomplex, für ›überdeutet‹ (Luhmann 1997: 603), empirisch für wenig hilfreich:

»Ein normativer, Integration fordernder oder doch gutheißender Begriff muss jedoch in Gesellschaften, die komplexer werden, auf zunehmenden Widerstand stoßen. Wenn man ihn beibehält, sieht man sich zu paradoxen oder tautologischen, selbstimplikativen Formulierungen gezwungen. Die Kommunikation des Gebots (und wie anders sollte es Realität werden?) wird mehr ›Neins‹ als ›Jas‹ auslösen, so daß die Hoffnung auf Integration schließlich zu einer Ablehnung der Gesellschaft führt, in der man lebt. Und dann?« (Luhmann 1997: 603)

Luhmanns Integrationsbegriff ist ein skeptischer. Die Frage, ob ein System Bestand habe, ob es ›unter friedlichen Bedingungen‹ weiter operieren könne, sei eine rein empirische, die moderne Gesellschaft leide eher unter ›zu viel‹ als ›zu wenig‹ Integration. Es sei unter Integration nichts anderes zu

»verstehen als die Reduktion der Freiheitsgrade von Teilsystemen, die diese den Außengrenzen des Gesellschaftssystems und der damit abgegrenzten internen Umwelt dieses Systems verdanken. Jede Ausdifferenzierung autopoietischer Systeme erzeugt ja interne Unbestimmtheiten, die durch Strukturentwicklungen noch ausgeweitet, aber auch eingeschränkt werden können. Integration ist nach diesem Begriffsvorschlag also ein Aspekt des Umgangs mit – oder der Nutzung von – internen Unbestimmtheiten auf der Ebene des Gesamtsystems wie auf der Ebene seiner Teilsysteme. [...] Integration ist, so verstanden, kein wertgeladener Begriff und ist auch nicht ›besser‹ als Desintegration« (Luhmann 1997: 603 f.).

Entsprechend sucht Luhmann nicht nach Wegen der ›Heilung‹ von Desintegration oder der Kolonialisierung der Lebenswelt. Statt auf (normative) Integration wird der Blick z. B. auf Zeitverhältnisse, die Funktion von Kommunikationsmedien und andere Prozesse der Sozialinklusion in Funktionssysteme gerichtet (Luhmann 1997: 605, 619). In funktional differenzierten Gesellschaften können Menschen nicht mehr »konkret placiert« werden (Luhmann 1997: 625): »Sie müssen an allen Funktionssystemen teilnehmen können, je nachdem, in welchen Funktionsbereich und unter welchem Code ihre Kommunikation eingebracht wird« (Luhmann 1997: 625). Vollinklusion besteht in die Funktionssysteme, jedoch ohne, dass Menschen dabei in ihrer Ganzheit angesprochen wären (Luhmann 1997: 744). Vielmehr adressieren und integrieren die Funktionssysteme Personen in Rollenbezügen (Luhmann 1997: 742): als Schüler:in, Wähler:in, Kund:in usw. Integration unter Mitgliedschaftsbedingungen findet in Organisationen statt, die den Funktionssystemen erlauben, wenige stärker zu integrieren und die Anliegen vieler (nämlich aller Nicht-Mitglieder) zu ignorieren.

Differenzierung – hier folgt Luhmann Weber und Parsons – spart Zeit, ermöglicht Spezialisierung und Erinnerung. Im Luhmann'schen Vokabular: Differenzierung reduziert und schafft zugleich Komplexität. Sie »bewirkt deshalb zwangsläufig Zunahme von Abhängigkeiten und von Unabhängigkeiten zugleich unter Spezifikation und systemeigener Kontrolle der Hinsichten, in denen man abhängig bzw. unabhängig ist« (Luhmann 1997: 599). Damit ist aber nicht gesagt, dass Differenzierung nicht negative Effekte, Desintegration und Dysfunktionalitäten nach sich ziehen könnte (vgl. Lehmann 2015). So formuliert Luhmann beispielsweise im Hinblick auf soziale Ungleichheit:

»Schon rein quantitativ haben die Exklusionsprobleme heute ein anderes Gewicht. Sie haben auch eine andere Struktur. Sie sind direkte Folgen der funktionalen Differenzierung, des Gesellschaftssystems insofern, als sie auf funktionsspezifische Formen der Abweichungsverstärkung, auf positiven feedback, und auch darauf zurückgehen, daß Mehrfachabhängigkeit von Funktionssystemen den Exklusionseffekt verstärkt. [...] *Die Exklusion integriert viel stärker als die Inklusion*« (Luhmann 1997: 631, Hervorh. i. O.).

Wer aber von dieser Mehrintegration durch Exklusion betroffen ist, der hat Sichtbarkeits- und Akzeptanzprobleme. »Während im Inklusionsbereich Menschen als Personen zählen, scheint es im Exklusionsbereich fast nur auf ihre Körper anzukommen« (Luhmann 1997: 633). Auf diese Entwicklungen reagieren politische Erfindungen wie der Wohlfahrtsstaat, mittels dessen das politische System eine dauerhafte Selbstüberforderung einrichtet, da der Wohlfahrtsstaat nun als Adressat für zahlreiche Probleme und Anforderungen bereit steht, die er aber nicht zu lösen vermag (Luhmann 1981a). So kommt auch der Wohlfahrtsstaat, selbst wenn er ›besonders menschlich‹ sein möchte, nicht ohne eine funktionalisierende und

mithin entpersonalisierende Zurichtung seiner ›Kunden‹ aus (Åkerstrøm Andersen 2010).

Welche Rolle hat nun in diesem Kontext ›die Öffentlichkeit‹? Wie sein Debattepartner Habermas nutzt auch Luhmann den Singular der Öffentlichkeit auf eine für aktuelle Debatten recht unerschrockene Art und Weise (z. B. Luhmann 1997: 850), ersetzt ihn aber in theoretischen Überlegungen häufig – und mittels der Begründung, dass dem Begriff der Öffentlichkeit ähnlich wie anderen, die sich der Genese der bürgerlichen Gesellschaft verdanken (z. B. Staat, Verfassung, Bürger:in), erheblicher Ballast anhänge (vgl. Koselleck 2006) – durch den Begriff des ›Publikums‹ und betont damit eine eher prozessorientierte Sicht auf die öffentliche Kommunikation. An anderer Stelle verwendet er den Begriff der Öffentlichkeit beinahe alltagssprachlich, wird offenbar eher als ›Bürger‹ denn als theoretischer Beobachter sichtbar (Luhmann: 1129 ff.). Deutlich wird, dass der Begriff der Öffentlichkeit uneindeutig genutzt wird. Auch dies weist darauf hin, dass Luhmann dem Begriff keinen relevanten theoretischen Status zubilligt.

Es ergibt daher Sinn, sich den Begriff des Publikums genauer anzusehen, welcher vor allem in Luhmanns Schriften zur politischen Soziologie oft genutzt wird und über den sich seine Idee der Öffentlichkeit(en) erschließen lässt. Das Publikum, so Luhmann, bildet gemeinsam mit Politik und Verwaltung einen Machtkreislauf, der eine offizielle und eine inoffizielle Seite kennt. Das Publikum wählt die Politik, die der Verwaltung Entscheidungswege vorschreibt, welche wiederum durch das Publikum befolgt werden müssen. Zugleich ist das Publikum aber von der thematischen Vorselektion der Politik abhängig und kann der Verwaltung durch Verweigerung von Kooperation großen Unbill bereiten (Luhmann 1981b). Wenn nun die (Partei-)Politik eine Idee von dem bekommen will, wie das Publikum auf ein Thema reagieren könnte, so kann sie natürlich die Verwaltung befragen – wichtiger aber scheint die (im hier zitierten Text unausgesprochene) Diskussion der politischen Themenauswahl in der massenmedialen Öffentlichkeit und in dem, was sich qua Selbstbeschreibung ›Zivilgesellschaft‹ nennt, worunter mehrfach positiv inkludierte, bürgerschaftlich engagierte Personen und ihre Organisationsmitgliedschaften ebenso fallen wie Protestbewegungen (Luhmann 1997: 847). Ihr Desiderat ist die ›öffentliche Meinung‹, welche, wiewohl ein Konstrukt aus massenmedialer und marktforscherischer Logik, erheblichen Einfluss auf die politische Kommunikation nimmt und Erwartungen des Publikums ebenso tangiert wie jene ›der Politik‹.

Öffentliche Meinung nehme nicht zuletzt Einfluss darauf, wie Soziolog:innen ihre Arbeit ›an den Mann‹ brächten, wie sie ihre Theorien formulierten, so Luhmann:

»Aus verständlichen Gründen und nicht zuletzt aus Gründen, die auf Bedingungen des Erfolgs im Medium der öffentlichen Meinung zurückzuführen sind, haben Beschreibungen der modernen Gesellschaft moralisch vertretbare Merkmale bevor-

zugt, für die man in der Gesellschaft Konsens erwarten konnte. Hier wie auch sonst scheint die Verankerung in zeitgemäßen Moden des Denkens und Formulierens eine Voraussetzung dafür zu sein, daß etwas erinnert (und nicht vergessen) wird« (Luhmann 1997: 1129 f.).

Um also ›in der Öffentlichkeit‹ zu bestehen, werde laut Luhmann eine spezifische Art des Redens und Schreibens verlangt. Für ihn produzieren Massenmedien und öffentliche Meinung einen kaum entrinnbaren Sog normativer Erwartungen (bzw. eine Erwartung an normativ formulierte Theorie).

»Wenn es denn Zwänge gibt, sich für das Gute und gegen das Schlechte einzusetzen, ergeben sie sich jedenfalls nicht aus dem Wahrheitsprogramm der Theorie, sondern aus dem Selektionsmodus der Massenmedien, besonders aus der Fernsehkultur, in der jeder, der Moral zugleich sichtbar und hörbar ablehnt, als ›Zyniker‹ erscheint« (Luhmann 1997: 1130 f.).

Öffentlichkeit ist also eine überaus machtvolle Konstruktionsleistung, die – wie auch bei Habermas – die Massenmedien erbringen, deren Funktions- und Selektionslogiken Luhmann z. B. in den Schriften zur Politik (1981a, 1981b, vgl. 2000) im verschriftlichten Vortrag »Die Realität der Massenmedien« (2017) und in der »Gesellschaft der Gesellschaft« (1997) beschrieben hat. Massenmedien, so Luhmann, sind koordinative Medien. »Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien« (Luhmann 2017: 9). Massenmedien »garantieren allen Funktionssystemen eine gesellschaftsweit akzeptierte, auch den Individuen bekannte Gegenwart, von der sie ausgehen können, wenn es um die Selektion einer systemspezifischen Vergangenheit und um die Festlegung von für das System wichtigen Zukunftserwartungen geht« (Luhmann 2017: 120).

Vergegenwärtigt man sich andere Funktionsformeln, die Luhmann zur Beschreibung anderer Funktionssysteme nutzt, so wird deutlich, wie wenig abstrakt und mithin unbestimmt, es sich mit der Funktionsformel der Massenmedien verhält. Aus diesem Grund fasert die Funktionsbestimmung im Rahmen der »Realität der Massenmedien«, wie z. B. Thomas Morsch (2008: 62) zeigt, aus: Massenmedien haben multiple Funktionen.

Die Definition des Funktionssystems² Massenmedien (Luhmann 2017: 17) bezieht sich auf few-to-many-Medien, wie Luhmann ausdrücklich betont (Luh-

2 Die Konzeptualisierung von Massenmedien als Funktionssystem im Luhmann'schen Werk wird seither vielfach kritisch diskutiert, nicht zuletzt aufgrund einer mangelnden Reflexion von Medientheorien (vgl. für viele: Morsch 2008). Weitere Diskussionen fragen danach, ob nicht etwa Öffentlichkeit (vgl. für viele: Gerhards/Neidhard 1991) oder Journalismus (vgl. für viele: Blöbaum 1994; Kohring 2006) und nicht ›die Massenmedien‹ den Begriff des Funktionssystems mehr verdient hätten (vgl. Mölders 2019).

mann 2017: 10). Interaktion unter Anwesenden, zwischen Sendern und Empfängern, sei technisch ausgeschlossen. Technische Apparaturen und ihre Materialitäten sind nicht von Interesse, »weil sie nicht mitgeteilt werden« (Luhmann 2017: 12). Die eigene Materialität der Medien spielt keine Rolle, da Luhmann die Selektionskriterien grundsätzlich ähnlich ansetzt. Es geht also vor allem darum, wie Massenmedien die Welt beobachten und wie sie damit aus allem möglichen Schreib-, Funk- und Sendbaren das auswählen, was dann ›das Geschehen der Welt‹ repräsentiere (Luhmann 2017: 16 f.). »Daß die Massenmedien trotz ihrer operativen Schließung nicht abheben, nicht aus der Gesellschaft ausscheren, wird durch die Themen der Kommunikation gesichert. Themen sind unumgängliche Erfordernisse der Kommunikation« (Luhmann 2017: 21). Sie sichern sich durch »öffentliche Rekursivität«, also z. B. das Bedürfnis nach mehr Informationen ab und dienen somit der strukturellen Kopplung der Massenmedien mit anderen Gesellschaftsbereichen (Luhmann 2017: 22):

»Der gesellschaftsweite Erfolg der Massenmedien beruht auf der Durchsetzung der Akzeptanz von Themen, und diese ist unabhängig davon, ob zu Informationen, Sinnvorschlägen, erkennbaren Wertungen positiv oder negativ Stellung genommen wird. Oft geht das Interesse am Thema gerade davon aus, daß beides möglich ist. Nach ihrer Publikation können Themen als bekannt behandelt werden; ja, es kann vorausgesetzt werden, daß sie als bekannt bekannt sind, bei Offenhalten der privaten Meinungen und Beiträge zu den einzelnen Themen – ganz ähnlich wie die Wirkung des Geldmediums auf der Sicherung der Akzeptanz beruht bei Freigabe der individuellen Verwendungszwecke« (Luhmann 2017: 22).

Der Code des Systems ist der von Information und Nicht-Information (Luhmann 2017: 28). Zusätzlich benötige das System der Massenmedien Programme, die den Möglichkeitsspielraum des Berichtswerten einschränken (nach der Typologie Berichte, Werbung und Unterhaltung, Luhmann 2017: 37) und einen Verfallszeitpunkt der Information definieren: »Informationen lassen sich nicht wiederholen; sie werden, sobald sie Ereignis werden, zur Nichtinformation. Eine Nachricht, die ein zweites Mal gebracht wird, behält zwar ihren Sinn, verliert aber ihren Informationswert« (Luhmann 2017: 31). Zugleich kann die wenngleich fiktionale so doch wirksame Unterstellung der Bekanntheit einer gesendeten Information angenommen werden (Luhmann 2017: 32). Die Codierung und der Takt der Nachrichten trage mithin zu einer gewissen ›Beruhigung‹ der Gesellschaft bei.

»Als Folge dieser auf Information abstellenden Codierung entsteht in der Gesellschaft eine spezifische Unruhe und Irritierbarkeit, die dann mit der Täglichkeit der Wirksamkeit von Massenmedien und mit ihren unterschiedlichen Programmformen wieder aufgefangen werden kann. Wenn man ständig auf Überraschungen gefaßt sein muß, mag es ein Trost sein, daß man morgen mehr wissen wird« (Luhmann 2017: 34).

Nicht erst Luhmanns Zitation von Marcinowski (Luhmann 2017: 34, Fn. 23), eines versierten Beobachters des Fernsehzeitalters, macht deutlich, wie sehr die »Realität der Massenmedien« von der Idee des programmorientierten Journalismus und dem Fernsehen geprägt sind.³ Luhmann übernimmt recht unbekümmert Annahmen aus der (anwendungsorientierten) Medienforschung und Kommunikationswissenschaft des 20. Jahrhunderts (vgl. z. B. Luhmann 2017: 42), z. B. zur Frage der Vermittlung von Informationen, des Zusammenhangs von Öffentlichkeit und Massenmedien und der unbestimmten Masse des Publikums (samt all der subkutanen Normativitäten, die diesen Konzepten zu eigen sein können). Die theoretisch deutlich komplexere und sicher auch anschlussfähige(re) Medientheorie ignoriert er (so z. B. Friedrich Kittler, vgl. dazu Morsch 2008: 60 f.). Anders als in anderen »Teilsystemen« wird deren (Begriffs-)Geschichte, Historizität und Semantik nicht aufgearbeitet sondern überaus kurz paraphrasiert. Die Definition als Funktionssystem ist überraschend ungenau, insbesondere setzt Luhmann den »kommunikationswissenschaftlichen« Medien-Begriff in »Die Realität der Massenmedien« nicht zu anderen Verwendungen des Begriffs Medium in seinem Werk ins Verhältnis (z. B. symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien, Unterscheidung Medium/Form). »Die Realität der Massenmedien« fällt aus diesen Gründen hinter viele andere Beschreibungen Luhmanns deutlich zurück und markiert eine Leerstelle in seiner Theoriearbeit. Über den systematischen Zusammenhang von Publikum, politischer Öffentlichkeit und Massenmedien schweigt Luhmann weitestgehend – abseits der generellen Feststellung, dass es diesen funktionalen Zusammenhang gibt.

Wenngleich die Luhmann'schen Schriften und Ausführungen zu Massenmedien ungenau und ungewohnt kurz ausfallen, können wir davon ausgehen, dass Luhmann sie als konstitutiv für die Entstehung einer Öffentlichkeit oder von Öffentlichkeiten betrachtet. In einer Gesellschaft ohne Gesamtkoordination (Luhmann 1997: 630) ist Öffentlichkeit letztlich vor allem ein Ort der Differenz, in dem der Weber'sche »Polytheismus der Werte« in besonderer Art und Weise anklingt, dies aber nicht anarchisch und ungeordnet. Denn einen Stabilitätsfaktor gibt es in dieser instabil-polykontextualen Lage dennoch: die Massenmedien, die die Differenzen mittels ihrer organisational verarbeiteten Selektionslogiken und durch die weitgehende Exklusion des Publikums von der Autorschaft in Öffentlichkeiten sowohl aufrufen als auch zum Schweigen bringen. Es ist in dieser prä-digitalen Medienschau relativ klar bestimmbar, was »die öffentliche Meinung« bewegt, dass diese Themen von der privaten Lebenswelt und Meinungen differenziert sind und auch, welche Gruppen auf welche Art und Weise den Lauf der Geschichte kommentieren werden.

3 In der Kommunikationswissenschaft wird diskutiert, wie an der Funktion aus dem Gatekeeper-Zeitalter – die aktuelle Selbstbeobachtung der Gesellschaft zu ermöglichen – unter digitalisierten Bedingungen festgehalten werden kann (vgl. Neuberger 2022).

Luhmanns Beschreibung der Massenmedien steht damit hier als Markierung für eine soziologische Beschreibung der ›alten Bundesrepublik‹, in der relativ klar und relativ unbesorgt davon ausgegangen werden konnte, was Medien sind und was sie tun. So lassen sich die Ungenauigkeiten im theoretischen Vokabular und die Vermischung soziologischer Erörterung und privater Meinungen bei einem Autor, der sich an anderer Stelle so programmatisch zurücknimmt und so bedacht seine Worte wählt, zumindest erklären. Luhmanns Theorie der Massenmedien wird durch die Erfindung des Computers und seine Etablierung als Mittler und Produzent öffentlicher Kommunikation erheblich herausgefordert. Dies liegt weniger in der Theorie begründet als in der Notwendigkeit, sie medientheoretisch ›nachzuschulen‹ und dabei die Problematik einer Funktionssystemzuschreibung ebenso zu diskutieren wie die Frage, wie digitale Medien systemtheoretisch sinnvoll konzipiert werden können (vgl. für viele Mölders/Schrape 2017; Brosziewski 2018; Nassehi 2019; Dickel 2023).

Wenngleich es mir mit diesem Text nicht um einen Theorievergleich geht und so unterschiedlich ernst Luhmann und Habermas ihre Beschäftigung mit dem Begriff der Öffentlichkeit genommen haben: In der Zusammenschau ist es interessant, dass zwei Autoren, die oft als Antipoden gelesen wurden, im Falle der Beschreibung von Öffentlichkeit(en) beide den Massenmedien innerhalb ihres Theoriegebäudes eine basale Rolle zuweisen und sich auch beide hinsichtlich der konkreten Beschäftigung mit der Wirkweise von Massenmedien sehr zurückhalten und beide vergleichsweise wenig Mühe auf deren empirisch-theoretische Konzeptionalisierung verwenden (als Referenzpunkt für einen quantitativen Vergleich könnte man z. B. die Schriften beider Autoren zum Thema Legitimation durch Verfahren vorschlagen). Mit dem Computermedium werden Beschreibungen, die sich so sehr auf die Funktionalität der Massenmedien verlassen, prekär. Die mit dem Computermedium eingeführte Komplexität kann gar nicht oder nur bedingt mittels der beschriebenen Selektionsmodi und Selektionsagenturen bearbeitbar gemacht werden.

3. Öffentlichkeit als theoretisches Problem und diskursiver Anker

Sowohl in der habermasianischen als auch in der Luhmann'schen Lesart von Öffentlichkeit entsteht an ähnlicher Stelle ein Theorieproblem, wenn Gesellschaft von Massenmedien auf Computerkommunikation (zumindest teilweise) umstellt. Grund dafür ist eine Überbewertung der Rolle der Massenmedien für die Genese von Öffentlichkeit(en). Dass Habermas dabei ein originär normatives Interesse hat und Luhmanns Normativität eher ›zwischen den Zeilen‹ im Sinne eines Koordinationserfolges der Funktionssysteme durchzuschimmern scheint, ist theoriehistorisch interessant, spielt aber für die theoretischen Probleme, die hier zu beschreiben sind, keine herausragende Rolle.

Vielmehr bekommen beide Theorien ›in Gesellschaft der Computer‹ ein Problem mit Fragen der operativen Schließung und der Komplexitätsreduktion. Mit der operativen Schließung bekommen sie ein Problem, weil nun nicht mehr bzw. nicht mehr nur Medienorganisationen und Rollenträger innerhalb dieser entscheiden, was zu senden und zu schreiben ist. Soziale Medien brechen die Programmstruktur (und damit das Zeitverhältnis und die Sequentialität) der Massenmedien ebenso auf wie die für beide Theorien so relevant gesetzte Sender-Empfänger-Differenz. Zweites führt zu den durch Habermas beschriebenen ›Halböffentlichkeiten‹ und auch zu einer Autor:innenschaft, deren Habitus und Expertise sich von jenen der Massenmedien unterscheidet, die andere Finanzierungsmodelle bevorzugen und vor allem eher abseits von Nachrichtenorganisationen tätig sind. Systemtheoretisch besteht das Problem weniger in der Pluralisierung von Publika als in einer Veränderung der Selektionsregeln und der Entzerrung der Zeitlogiken der Massenmedien.

Beide Theorien setzen für eine ›funktionierende‹ (politische) Öffentlichkeit damit auf ein Medienarrangement, dessen Historizität und Kontingenz nur bedingt reflektiert und theoretisch damit als (zu) exzeptionell markiert wird. Dass das System der Massenmedien des 20. Jahrhunderts Komplexität auf eine so wirksame Art und Weise einzuschränken vermochte, ist in der Rückschau doch ein besonders spannendes Ergebnis sozialer Evolution. Und doch, zumindest aus demokratietheoretischer Sicht gibt es gute Gründe zur Beunruhigung. So sind z. B. populistische Parteien und Protestbewegungen auf innovative Art und Weise fähig, aus der medialen Lage Profit zu schlagen, indem sie besonders flexible thematische Komplexitätsreduktionen hervorbringen und ihr Publikum künstlich verkleinern (Lewandowsky/Siri 2023). Mit Luhmann gesprochen: indem sie die Verhältnisse plattschlagen.

»Gegen Komplexität kann man nicht protestieren. Um protestieren zu können, muß man deshalb die Verhältnisse plattschlagen. [...] Vor allem kurz gegriffene Kausalattributionen, die den Blick auf bestimmte Wirkungen lenken, haben eine Alarmierfunktion und machen auf bedrohte Werte und Interessen aufmerksam. Schematisierungen haben aber den Effekt, auf Probleme hinzuweisen, die mit weiteren Schematismen behandelt werden. Sie erzeugen ›distilled ideologies‹. Selbst, wenn man die Welt nur unter einem Gesichtspunkt betrachtet, entsteht mit der Zeit Komplexität. Dann bietet es sich an, sich vom Anfangsthema zu lösen; und dies umso mehr, als auch die Multiplikation von Effekten über die Massenmedien ständig neue Themen erfordert« (Luhmann 1997: 861).

Luhmann hat beschrieben, dass Protestbewegungen und Massenmedien strukturell gekoppelt sind und ein ähnlich schnelles Zeitempfinden haben (Luhmann 1997: 862 f.). Das ist – sofern wir die digitalen Medien hinzunehmen – eine der wenigen Beschreibungen, die sich aus seiner Realität der Massenmedien auf

das Computerzeitalter übertragen lassen. Schon bei den Konsequenzen der Beobachtung aber wird die Beschreibung brüchig, wenden wir sie auf die digitale öffentliche Kommunikation: Die privilegierte Form dieser systemischen Beziehung von Protestbewegung und Massenmedien sei die Darstellung von »Konflikten mit ständig nachgeschobenen neuen Themen« (Luhmann 1997: 862). Doch während die alten Protestbewegungen die Berichtsbereitschaft der Massenmedien zu mobilisieren hatten, sind die neuen darauf nur begrenzt angewiesen. Das führt nun dazu, dass das ›Plattschlagen der Verhältnisse‹ (Luhmann: 861) kein Ende findet, was man empirisch zum Beispiel anhand neuer Skandaldynamiken des Politischen nachzeichnen kann (vgl. Kumkar / Siri 2024).

Insbesondere in und durch Soziale Medien werden Nachrichtenhorizonte potenziell bis ins Unendliche verlängert, aber auch durch ›alternative Nachrichten‹ ergänzt, herausgefordert, mithin umgedeutet. Formen des Microtargeting und algorithmischen ›Sendekriterien‹ machen es unwahrscheinlich, dass das ›wir‹, das in einem kollektiven Akt etwas über die Welt aus den Massenmedien erfährt, noch eine wirksame Fiktion der Medienschaffenden und Medienkonsumierenden darstellt. Nur im Falle erheblicher Katastrophen (wie eines Krieges unter Beteiligung des Herkunftslandes), regionaler Unglücke mit Effekten auf das Alltagsleben (wie extremem Schneefall) oder anderen Mobilitätseinschränkungen (z. B. durch ein umfassendes Streikgeschehen) kann von der ›Durchdringung‹ der Lebenswelt mit massenmedialen Logiken noch ausgegangen werden. Eine operative Schließung und mithin die ›Beruhigung‹ ›der Gesellschaft‹ oder ›der Öffentlichkeit‹, wird durch diese ständige empirische Kränkung der Fiktion einer Öffentlichkeit im Singular deutlich erschwert, wenn nicht gar verunmöglicht. Zumindest ist sie nicht mehr über Teilkollektive hin koordinierbar, sodass Beruhigung und Erregung in unterschiedlichen Milieus so unterschiedlich ausfallen können, dass die Leute das Gefühl bekommen, nicht mehr in derselben Welt zu leben. Dieses Gefühlserleben aber ist von der tatsächlichen Nachrichtenlage zu differenzieren, die bei weitem nicht so differenziert ist, wie die Rede von Echo-kammern und Filterblasen Glauben macht (vgl. für viele Fletcher / Nielsen 2017). Sowohl aus deliberativ-theoretischer wie aus systemtheoretischer Perspektive gibt es also berechtigten Zweifel daran, dass die Öffentlichkeit des 20. Jahrhunderts im digitalen Medienarrangement wiederauferstehen wird. Zugleich gibt es aber auch keinen Grund, nicht nach funktionalen Äquivalenten für deren demokratische Funktion Ausschau zu halten.

Aus pluralisierten Publika können Koordinations- und Kollektivierungsprobleme folgen, die in erheblichen sozialen Konflikten resultieren, wie sie z. B. die US-amerikanische Öffentlichkeit in oft unversöhnlicher Art und Weise auslebt. Und zugleich ist diese Konfliktstruktur, die freilich durch Soziale Medien besondere Sichtbarkeit erlangt hat, keine neue, sondern in der US-amerikanischen Öffentlichkeit nach dem Zweiten Weltkrieg stets angelegt gewesen. An solche historisch gewachsenen Konflikte docken Effekte der Differenzierung von Medi-

enangeboten parasitär an. Da die Medienangebote der Sozialen Medien sich qua Selbstbeschreibung und ökonomischer Verfasstheit nicht dafür verantwortlich sehen, Inhalte zu kuratieren oder zu zensieren, werden ›rationale Diskurse‹ in ihnen also durchaus unwahrscheinlicher als es z. B. in einem öffentlich-rechtlich finanzierten Mediensetting der Fall wäre.

Mit der thematischen und zeitlichen Struktur der ›alten‹ Massenmedien verändern sich außerdem auch die Kriterien, nach denen jene, die in und mit ihnen arbeiten, Erfolg und Relevanz bemessen. Dies lässt sich z. B. daran beobachten, dass und wie manche Journalist:innen ›alter‹ Medien den Erfolg im Medium der Digitalität mittels Polarisierung, Verkürzung und Meinungsreichtum herzustellen gedenken. Hinzu kommt, dass die Nutzer:innen auf die Erfahrung von Singularität und algorithmisch angeleiteter Nutzung (noch) nicht ausreichend eingestellt sein könnten, was erhebliche Irritationen und die zuvor beschriebene Gefühlslage, nicht mehr in derselben Welt zu leben, zur Folge haben mag. Massenmedien und digitale Medien sind im medialen Arrangement des 21. Jahrhunderts nicht ›getrennt‹, sondern sie verschmelzen in ökonomisch-pragmatischen, künstlerisch-kreativen und politisch-aktivistischen Amalgamen zu etwas qualitativ Neuem. Und so sehr eine Aneignung dieser Medien zu kreativen Freiheiten der Mediennutzung führen kann, so viele Möglichkeitsspielräume dabei (auch) für Subversion und Kritik entstehen mögen, so überfordernd, fehlleitend und verwirrend können die Effekte ebenfalls sein.

Eine der besonderen Herausforderungen des neuen weltgesellschaftlichen Medienarrangements besteht in der Gleichzeitigkeit unendlich vieler Medienangebote, die keine Entsprechung für das zeitliche Regime der *legacy media* kennen. Für die Problematik des prädigitalen Bildes der massenmedial organisierten Öffentlichkeit ist daher insbesondere die Zeitdimension interessant, da sich hier der Wegfall einer Koordination, wie sie die Redaktionen und Sendemodi von Zeitung, Funk und Fernsehen anboten, besonders spürbar auswirkt. Dabei ergeben sich in der Logik der Sozialen Medien aber nicht nur Momente der ›Beschleunigung‹ oder des ›Viralen‹. In der Wirkung ähnliches könnte man sich für die vorcomputerisierten Gesellschaften auch vorstellen, man denke z. B. an den Erfolg der Beatles oder an Starsysteme generell.

Soziologisch verwirrender (oder auch: interessanter) sind die Momente des medialen Stockens oder Stotterns, die die andere Seite der Schnelligkeit und scheinbaren ›Kurzlebigkeit‹ digitaler Kommunikation ausmachen. Da die Selektionskriterien der ›alten‹ Medien nur noch eingeschränkt Wirksamkeit erfahren und ihre Sequentialität sich ebenfalls auflöst, können mediale Praxen z. B. auch darauf verzichten, den Neuigkeitswert einer Nachricht zu prüfen. So können Nachrichten länger im medialen Raum verweilen, können immer neue (Teil-)Publika durchlaufen oder auch anhand gezielter Propaganda stetig wiederholt werden. Es handelt sich um mediale Vorgänge, die ein besonderes Maß an Komplexität für die mit den Themen befassten Funktionssysteme aufbauen

und Themen über sehr lange Zeit präsent halten können. Dies nicht zuletzt, weil die Archivierungsfunktion von Netzgegenwarten jene der ›alten‹ Medien um ein Vielfaches übersteigt. Ein Beispiel hierfür wären politische Skandaldynamiken, die sich durch den Beitrag Sozialer Medien verdichten und den Flow von Nachrichten (auch der Massenmedien) nachgerade ›verstopfen‹ können, wie es z. B. am Fall des (Nicht-)Skandals um die E-Mails von Hillary Clinton gezeigt werden kann (Kumkar/Siri 2024). In diesem Fall wurden letztlich nicht besonders skandalöse Vorgänge über lange Zeiträume wiederholt, neu seziert und in einem Zusammenspiel politischer Akteure sowie ›alter‹ und ›neuer‹ Medien stetig und ohne sachlich triftige Gründe re-skandalisiert – mit beträchtlicher Wirkung auf die politische Diskurslandschaft und den Wahlkampf.

Mit Luhmann wurde zuvor für die Realität der Massenmedien formuliert, dass die Codierung und der Takt der Nachrichten zur Beruhigung der Gesellschaft beitrage, die sich angesichts der durch Medien aufgebauten Irritation damit trösten könne, morgen mehr zu wissen (Luhmann 2017: 34). Während also Luhmanns idealtypischer Mediennutzer aus der Erwartung der morgigen Nachrichten einen gewissen Trost schöpfen konnte, ist für Mediennutzer:innen des 21. Jahrhunderts die Flut der morgigen Informationen wohl mehr eine Drohung. Die von Dirk Baecker beschriebene Komplexitätskatastrophe (Baecker 2018: 26 ff.) ist direktes Ergebnis des medienevolutiven Wandels von der Gesellschaft, die sich vom Buchdruck inspirieren lässt und die linearen Medien von Funk und Fernsehen als Kuratierungsinstanz nutzt, hin zu einer Gesellschaft des Computermediums, in der sich zwar Inklusion und Exklusion weiter anhand »politischer, ökonomischer und pädagogischer Mechanismen« entscheiden, in der aber

»selbst die ›Überflüssigen‹ jederzeit in der Lage sind, sich zu vernetzen und einen Unterschied zu machen. Und je mehr dies der Fall ist, desto weniger versteht man, dass es nicht immer und überall der Fall ist. Wie kann es sein, dass Information ubiquitär und selektiv zugleich ist? Die Antwort auf diese Frage definiert die Reflexionsnorm der nächsten Gesellschaft: Information kann ebenso schnell als Information wie als Nichtinformation gewichtet werden« (Baecker 2018: 197).

Aus dieser Paradoxie kommen Netzgegenwarten – egal, ob man sie als Teil einer weiterhin funktional differenzierten Gesellschaft oder mit Baecker als ›nächste Gesellschaft‹ beschreiben möchte – nicht heraus und empirisch resultiert sie in Koordinationsproblemen, Wahrnehmungsproblemen und Zeitproblemen für jene, die in Netzgegenwarten sinnvoll und wirksam agieren wollen. Es mangelt der Kommunikation in digitalen Öffentlichkeiten aus Sicht derer, die sie adressieren wollen, an Planbarkeit und mithin Erwartungssicherheit. Aus der Beobachtung digitaler Diskurse lässt sich also lernen, dass die Komplexität nicht nur in einer ›Beschleunigung‹ oder Verkomplizierung des medialen Raumes resultiert, sondern auch eine andere Seite mitführt, die durch Stagnation, mediales Stottern,

Stocken und Rückzug geprägt ist. Sowohl Praktiken der Entnetzung, wie sie Urs Stäheli in seiner kultursoziologischen Studie als inhärente Praxis der allgegenwärtigen Vernetzung beschrieben hat (Stäheli 2021) als auch Praktiken des sich Ergebens in und Fixierens auf phantastische Welten wie die von QAnon, von religiösen Extremisten oder auch auf das via Instagram präsentierte eigene Schönheitshandeln sind praktische Lösungen, die die Privatleute finden, um der Drohung des medialen Morgen zu entgehen. Für die soziologische Betrachtung ergibt sich im Anschluss an solche Perspektiven die Chance, nicht nur die ›Newness‹ digitaler sozialer Praktiken zu bestaunen oder in ein Lamento über den Verfall der demokratischen Öffentlichkeit zu verfallen, sondern vielmehr danach zu fragen, inwiefern diese neuen Medienformen nicht nur eine veränderte Ästhetik, sondern tatsächlich eine neue Qualität des Sozialen hervorbringen.

Es stellt sich die Frage, nach der sozialen Problemlösungskapazität solcher Praktiken, nach ihrer Kollektivierbarkeit und nach funktionalen Äquivalenten, die die digital eingeführte Instabilität bearbeiten können. Mit Boris Holzer (in diesem Band) lassen sich digitale Kommunikationen als Potenzial zur weiteren Verdichtung des weltgesellschaftlichen Kontaktnetzwerks beschreiben, die zu einer neuen Expansionsdynamik führen. Dabei ist sozialhistorisch davon auszugehen, dass neben Modi der Inklusion auch Modi der Exklusion und spezifische Muster der Konfliktbearbeitung entstehen. Dann würde es bei der Frage nach ›der Öffentlichkeit‹ unter digitalen Vorzeichen auch um die Frage gehen, die Joachim Renn in diesem Band stellte: Welche neuen Formen der Koordination und Konfliktbearbeitung lassen sich empirisch beobachten oder auch theoretisch konzeptionalisieren? Dabei geht es nicht zuletzt darum, herauszufinden, welchen Beitrag die Grand Theories zur Bearbeitung dieser Frage leisten können und welche theoretischen ›Stellschrauben‹ dabei besonders hilfreich sein könnten. Es wurde deutlich, dass Präzisierungen in Bezug auf die Beschreibung des Medialen notwendig wären, dass die Grand Theories dabei das Ideal der Massenmedien ›loslassen‹ müssten, welches zu voraussetzungsreiche normative aber auch praktisch-prozessuale Annahmen in die soziologische Analyse einschreibt.

Auch darüber hinaus lassen sich theoretische Anschlüsse finden, die zu einer Selbstaufklärung der Grand Theories beizutragen imstande wären. Ein Punkt, der zum Weiterdenken einladen könnte, ist die Frage von *Interaktion, technischen Medien und (Co-)Präsenz*. Es scheint, dass es in vielen Sozialen Medien einen sehr spannenden Effekt der Gleichzeitigkeit von unmittelbarer Interaktionserfahrung – Interaktionserfahrung im bescheidenen systemtheoretischen Sinne, also einer Erfahrung, die sich durch die ›gelungene‹ Anschlusskommunikation auszeichnet – und den Effekten von Gruppen und mithin Massen gibt. Dafür reicht ein nicht mehr an Co-Präsenz geknüpfter Interaktionsbegriff aus, dessen gemeinsame Erfahrung gerade die der Digitalität ist. Aus der Interaktion von Usern miteinander und mit ihren technischen Portfolios kann die digitale Masse in Bewegung gebracht werden, mit dem Effekt, dass die etablierten Medien der ›alten Welt‹

nachziehen. Insofern ist die Idee einer sauberen Trennung von ›alten‹ und ›neuen‹ Medien nicht nur empirisch, sondern auch theoretisch eine problematische Hilfskonstruktion. Denken wir nicht nur an den neuen Rechtsextremismus, sondern auch an *me too* oder den Auf- und Abstieg von Greta Thunberg. Für eine differenzierungstheoretische Betrachtung ist all dies erst einmal kein Problem: Was immer passiert, passiert mehrfach – und es ist erst einmal egal, in welchem Medium und wie die Quantität kommunikativer Anschlüsse sich gestaltet.

»Jede Änderung eines Teilsystems ist zugleich eine Änderung der Umwelt anderer Teilsysteme. Was immer passiert, passiert mehrfach – je nach Systemreferenz. So mag eine rasche Verringerung des Bedarfs an Arbeitskräften in der Wirtschaft aus konjunkturellen oder aus Konkurrenzgründen einen Rationalitäts- und Rentabilitätswachst bedeuten, zugleich aber im politischen System, in den betroffenen Familien, im Erziehungssystem der Schulen und Hochschulen oder auch als ein neues Forschungsthema der Wissenschaft (›Zukunft der Arbeit‹) auf Grund einer Veränderung in der Umwelt dieser Systeme ganz andere Kausalreihen auslösen. Und dies, obwohl es für alle Systeme dasselbe Ereignis ist! Daraus resultiert eine enorme Dynamisierung, ein geradezu explosiver Reaktionsdruck, gegen den die einzelnen Teilsysteme sich nur durch ein Hochmauern von Schwellen der Indifferenz schützen können. Differenzierung bewirkt deshalb zwangsläufig: Zunahme von Abhängigkeiten und von Unabhängigkeiten zugleich unter Spezifikation und systemeigener Kontrolle der Hinsichten, in denen man abhängig bzw. unabhängig ist« (Luhmann 1997: 599).

Blickt man nun auf das Zeitalter der Digitalität so scheint aus einer anderen Gewichtung der technischen Form, deren Eigenleben ungeplante und ungeordnete Effekte zeitigt, aus einer solchen, der differenzierten Gesellschaft immer schon innewohnenden Gleichzeitigkeit des Unterschiedlichen, ein wachsendes Potenzial gesellschaftlicher Beunruhigung zu resultieren. Und es ist weder eine deliberative Öffentlichkeit noch eine Öffentlichkeit der Massenmedien mit selektierten Deutungsangeboten und einem ›beruhigenden‹ medialen Takt zur Stelle, um diese Unruhe zu bearbeiten. So stellt z. B. die potenzielle Menge an zur Verfügung gestellten digitalen Kommunikationsangeboten eine Überforderung der psychischen Verarbeitungskapazität von konkreten Personen dar, aus welcher sich Praktiken des Rückzugs ebenso erklären lassen wie die Inanspruchnahme technischer Selektoren oder das Abgleiten in phantastische oder extremistische Welten. Das ›Hochmauern von Schwellen der Indifferenz‹, hier bezogen auf eine systemische Ebene, prägt im digitalen Zeitalter auch die Realität psychischer Systeme.⁴

4 Ich habe zuvor mit Stäheli (2021) auf Praktiken der Entnetzung hingewiesen. Darin inbegriffen ist die empirische Situation, dass Menschen sich dem Terror der Interaktionserwartung in Sozialen Medien und der Flut an Nachrichten durch Rückzug entziehen. Diese Menschen finden dann in diesen Netzwerken nicht mehr gegenwärtig statt, können nur noch sehr bedingt und

Die andere – und viel häufiger besprochene – Seite des Rückzugs ist freilich die Möglichkeit, digitale Kommunikation zur Stärkung narzisstischer Impulse, zur Selbstdarstellung und Selbsterfindung nutzbar zu machen. Eine Frage, die im Anschluss daran sowohl die personale Ebene wie jene der Organisation anspricht, wäre die, ob die digitalen Angebote der Sinngenerierung Personen potenziell von ihren funktionssystemischen Rollenbezügen zu »entfremden« vermögen. Institutionalisiert wird dies möglicherweise nicht nur durch die Ökonomisierung der Selbstdarstellung via Instagram und anderer Sozialer Medien, sondern möglicherweise auch durch Formen wie Home-Office und Distanzunterricht, die den lebensweltlichen Bezug der Organisation entplausibilisieren. Zumindest im zeitdiagnostischen Sinne scheint es mir plausibel, von einer Art Summenkonstanz zwischen dem Bedeutungsverlust der Organisations- und Funktionsbezüge mit einer zunehmenden Bedeutung der nicht auf Co-präsenz angewiesenen Interaktionssysteme auszugehen. Die Überprüfung dieser These mittels empirischer Forschung könnte spannende Resultate hervorbringen.

Im empirischen Sinne sind die »Halböffentlichkeiten« der Sozialen Medien also technologisch anders gebaut als die *legacy media*. In ihnen wird aber – in Ermangelung einer »anderen Geschichte« und anderer Erwartungserwartungen – mit ähnlichen Erwartungen an eine Öffentlichkeit im Singular gearbeitet, werden spezifische Zeitkulturen und Kulturen des Erinnerns und Vergessens genutzt, die auf Stabilität und Nachvollziehbarkeit abstellen. Können diese – aus Sicht der Gesellschaft der Massenmedien mangelbehafteten – Öffentlichkeiten also als funktionales Äquivalent für eine prä-digitale Öffentlichkeit genutzt werden? Aus Interaktionen, die die Mensch-Maschine-Grenze überschreiten, resultieren überraschende, transnationale, ökonomisch überformte aber auch mit großen und im besten Sinne emanzipatorischen Freiheitsgraden ausgestattete Arrangements mit Kollektivierungspotenzialen. Das Ende der *legacy media* ist also in jedem Fall nicht das Ende der Kollektivität. Dass »wir« diese Kollektivitäten teilweise nicht als eine Öffentlichkeit im Singular zu beobachten imstande sind, liegt nicht zuletzt an unserer unzureichenden menschlichen Verarbeitungskapazität und unserem mangelnden Wissen über das Zustandekommen und die Zusammensetzung digitaler Öffentlichkeiten. Hier sind in den kommenden Jahrzehnten Lerneffekte zu erwarten.

In jedem Fall sind soziologische Beobachter:innen dazu angehalten, die Form der technisch angeleiteten Interaktionen zwischen Mensch und Maschine genauer in den Blick zu nehmen, wenn digitale Öffentlichkeiten von Interesse sind. Ich meine weniger, dass Menschen Computer als Quasi-Subjekte verstehen (das gibt

im Falle großer Prominenz adressiert werden, weshalb das Löschen von Social-Media-Profilen auch bis heute eine erstaunlich gute Lösung zur Abwiegung eines »Shitstorms« ist. Die Selbstauslöschung innerhalb des Mediums führt zu erheblich weniger kommunikativen Anschlüssen und, wenn es gut läuft, zum sozialen Vergessen.

es auch), sondern vor allem und vermutlich für die Mehrzahl der Nutzenden relevanter: dass die Normativität von Codes und Algorithmen von naiven Nutzer:innen im Sinne neutraler Technik aufgefasst wird, im Sinne dessen, dass ihr Newsfeed im Geiste der ›alten‹ Medien ›die Welt‹ und was man über sie wissen kann, repräsentiert. Es stellt sich damit also auch die Frage, inwiefern Beschreibungen der Verwerfung, der Ohnmacht und der Dissonanz abseits der Funktionseliten der ›alten Weltgesellschaft‹ überhaupt eine repräsentative Nutzer:innenerfahrung darstellen, und es stellt sich die Frage, inwiefern die Sortiermechanismen der Medien darauf Einfluss nehmen, ob Diskurse in diesen Öffentlichkeiten als universalistisch wahrgenommen werden oder nicht. Verfallsdiagnosen könnten also daraufhin befragt werden, inwiefern sie mehr sind als die Klage der Elite des ›alten‹ Medienregimes. Und selbstverständlich wäre eine solche Befragung zumindest teilweise positiv zu beantworten, denkt man z. B. an die Düsternis der Diskurse mancher Sozialer Medien, die gerade darauf abzielen, Polarisierung zu erzeugen und Leser:innen ›in eine Krise‹ zu stürzen. Dabei wäre es interessant, vergleichend historisch ältere Formen solcher Krisenproduktion in den Blick zu nehmen (z. B. religiöse Sekten oder politische Konfliktlagen). Zugleich können Menschen durchaus lernen, mit ihren digitalen Erweiterungen zu leben, können ihre individuelle Verarbeitungskapazität erhöhen und lernen, das Angebot der Sozialen Medien besser einzuschätzen. Auch der Buchdruck hat eine solche Phase hinter sich gebracht und auch in dieser Phase gesellschaftlicher Evolution ging es nicht friedlich zu.

Im strengen Sinne können die ›Halböffentlichkeiten‹ nicht als funktionales Äquivalent für die von Habermas und Luhmann beschriebene Öffentlichkeit dienen, da diese theoretisch eng an die Selektionsmuster prä-digitaler Massenmedien gebunden sind. Außerdem fehlt ihnen die strukturelle Kopplung zu Organisationen und Funktionssystemen. Und erst eine solche würde die reibungsfreie Koordination der Themen, von denen die Leute meinen, dass sie die Welt erklären, ermöglichen, würde ihnen ermöglichen, davon auszugehen, dass ›die Anderen‹ wissen, worüber sie sprechen, was wichtig, was von Relevanz ist und damit jene Krisen vermeiden, die entstehen, wenn Menschen sich mittels digitaler Kommunikation von anderen Lebenskontexten ›entgrenzen‹. Zugleich wäre es Aufgabe soziologischer Beobachtungen der nächsten Jahre, empirisch zu erheben, ob derlei Beschreibungen von Entfremdung und Pluralisierung von Öffentlichkeiten tatsächlich eine im weitesten Sinne repräsentative und folgenreiche Erfahrung der Nutzenden im 21. Jahrhundert ausmachen oder es sich vielmehr um eine große technische Veränderung handelt, die das Publikum aber entweder nur peripher berührt oder für die praktische Lösungen im Entstehen begriffen sind.

Blickt man außerdem auf die immense Weiterentwicklung neuronaler und generativer künstlicher Intelligenz in den letzten Jahren, so scheint auch hier ein Potenzial zur ›Mainstreamisierung‹ des Medienstroms zu liegen – und dies nicht nur in ökonomisierender Hinsicht, sondern durchaus auch im Hinblick auf ei-

ne primär technische Exklusion von ›Fake News‹, Propaganda und Extremismus. Wenn man also technische Lösungen nicht per se mit dystopischen Ideen verbindet, so könnte gerade in der KI eine Alternative zur Gatekeepingfunktion der Medienorganisationen gesucht werden. Andere Äquivalente einer Integration der polykontexturalen Netzwerkgesellschaft sind weniger kompatibel mit demokratischen Öffentlichkeiten: Hochintegrativ sind nämlich auch Kriege und mit Einschränkung Bürgerkriege, totalitaristische Regierungsformen und religiöse Extremismen. Auch sie sind dazu in der Lage, die von Simmel beschriebene Nervosität der Masse (Simmel 1992/[1908]) zu bearbeiten, auf die das Kollektivsingular der prädigitalen Öffentlichkeit reagierte. Zwar wies z. B. Lehmbruch darauf hin, dass Gruppenpolarisierung Demokratie nicht dysfunktional machen muss (Lehmbruch 1998, 2012), z. B. wenn Kooperationsformen zwischen Eliten weiter funktionieren, aber er hatte vermutlich auch nicht gar so viele Gruppen im Sinne, wie die digitalen Öffentlichkeiten sie anbieten und vermutlich nicht bedacht, dass funktionssystemische Logiken derart prekariert und herausgefordert würden. Die enge Beobachtung der Entwicklung von KI-Anwendungen für große Anwenderpublika ist jedenfalls aus der und für die soziologisch-theoretische Perspektive mehr als anzuraten. Hat KI ein Potenzial, die sogenannte ›Polarisierung‹ in Halböffentlichkeiten z. B. mittels der Sanktionierung (Verunsichtbarung) von ›Fake News‹ und menschenfeindlicher Inhalte oder der Verstärkung sachlicher Argumente zu bearbeiten?

Ich hoffe, gezeigt zu haben, dass das Vokabular und die Denkbewegungen der beiden eingeführten Universaltheorien, wenngleich durch die Digitalität herausgefordert, nicht obsolet geworden sind und auch, dass die Relationierung von Öffentlichkeit zu Differenzierung und Integration nicht nur theoretischen, sondern auch einen praktischen, beobachtungsleitenden Wert beinhaltet. Es gerieten so Veränderungen, Beschreibungen und Krisendiagnosen des Öffentlichen in den Blick, die medienevolutiven Ursprungs und zugleich konsequenzenreich für theoretisch-soziologische Beschreibungen sind, nicht zuletzt für jene differenzierungstheoretischer Façon.

Literatur

- Åkerström Andersen, Niels (2010): »Wer ist Yum-Yum? Über die Entstehung eines Cartoon-Staats«. In: Roth, Steffen/Scheiber, Lukas/Wetzel, Ralf (Hg.): *Organisation multimedial. Zum polyphonen Programm der nächsten Organisation*. Heidelberg: Auer, S. 245–281.
- Baecker, Dirk (2018): *4.0 oder Die Lücke die der Rechner lässt*. Leipzig: Merve.
- Blöbaum, Bernd (1994): *Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung*. Opladen: Westdeutscher.
- Brosziewski, Achim (2018): »Digitality as a Medium of Communication. With a Focus on Organizations as Systems of Decision-making«. In: *Cybernetics and Human Knowing* 25(4), S 41–57.

- Dickel, Sascha (2023): »Der kybernetische Blick und seine Grenzen. Zur systemtheoretischen Selbstbeschreibung der digitalen Gesellschaft«. In: *Berliner Journal für Soziologie* 33, S. 197–226. <https://doi.org/10.1007/s11609-022-00475-9>
- Gerhards, Jürgen/Neidhardt, Friedhelm (1991): »Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellungen und Ansätze«. In: Müller-Doohm, Stefan/Neumann-Braun, Klaus (Hg.): *Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation*. Oldenburg: BIS-Verlag Universität Oldenburg, S. 31–90.
- Bruns, Axel (2019): »Filter Bubble«. In: *Internet Policy Review* 8(4), o. S. <https://doi.org/10.14763/2019.4.1426>
- Fletcher, Richard/Nielsen, Rasmus K. (2017): »Are News Audiences Increasingly Fragmented? A Cross-National Comparative Analysis of Cross-Platform News Audience Fragmentation and Duplication«. In: *Journal of Communications* 67(4), S. 476–498.
- Fletcher, Richard/Nielsen, Rasmus K. (2018): »Automated Serendipity«. In: *Digital Journalism* 6, S. 976–989.
- Habermas, Jürgen (1990)/[1962]: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1998): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2. Bde. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (2022): *Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik*. Berlin: Suhrkamp.
- Kitchens, Brent/Johnson, Steven L./Gray, Peter (2020): »Understanding Echo Chambers and Filter Bubbles: The Impact of Social Media on Diversification and Partisan Shifts in News Consumption«. In: *MIS Quarterly* 44(4), S. 1619–1649.
- Kohring, Matthias (2006): »Öffentlichkeit als Funktionssystem der modernen Gesellschaft. Zur Motivationskraft von Mehrsystemzugehörigkeit«. In: Ziemann, Andreas (Hg.): *Medien der Gesellschaft – Gesellschaft der Medien*. Konstanz: Universitätsverlag, S. 161–181.
- Koselleck, Reinhart (2006): *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kumkar, Nils/Siri, Jasmin (2024): »Skandalöse Evolution? Eine soziologische Beobachtung des politischen Skandals und seiner gewandelten medialen Form«. In: Schönberger, Sophie/Poguntke, Thomas (Hg.): *Politische Skandale und politische Macht*. Baden-Baden: Nomos, S. 31–54.
- Lehmann, Maren (2015): »Das ›Altwerden funktionaler Differenzierung‹ und die ›nächste Gesellschaft‹«. In: *Soziale Systeme* 20(2), S. 208–226.
- Lehmbruch, Gerhard (1998): *Parteienwettbewerb im Bundesstaat*. Opladen: Westdeutscher.
- Lehmbruch, Gerhard (2012): »Die Entwicklung der vergleichenden Politikforschung und die Entdeckung der Konkordanzdemokratie«. In: Köppl, Stefan/Kranenpohl, Uwe (Hg.): *Konkordanzdemokratie. Ein Demokratietyp der Vergangenheit?* Baden-Baden: Nomos, S. 33–54.
- Lewandowsky, Marcel/Siri, Jasmin (2023): »Populismus und Digitalisierung«. In: Kersting, Norbert N./Radtke, Jörg/Baringhorst, Sigrid (Hg.): *Handbuch Digitalisierung und politische Beteiligung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–16. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31480-4_53-1
- Luhmann, Niklas (1981a): *Politische Theorie im Wohlfahrtsstaat*. München: Olzog.
- Luhmann, Niklas (1981b): »Machtkreislauf und Recht in Demokratien«. In: *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 2(2), S. 158–167.
- Luhmann, Niklas (2000): *Die Politik der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft die Gesellschaft*. 2 Bde. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2017): *Die Realität der Massenmedien*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-17738-6>
- Mölders, Marc (2019): *Die Korrektur der Gesellschaft. Irritationsgestaltung am Beispiel des Investigativ-Journalismus*. Bielefeld: transcript.
- Mölders, Marc/Schrape, Jan-Felix (2017): »Neue Irritationspotentiale in der ›digitalen Gesellschaft‹. Synchronisation zwischen Medien, Politik und Recht«. In: *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 37(2), S. 239–265. <https://doi.org/10.1515/zfrs-2017-0015>

- Morsch, Thomas (2008): »Massenmedien. Zum verpassten Dialog zwischen System- und Medien-theorie«. In: *Kritische Berichte: Zeitschrift für Kunst- und Kulturwissenschaften* 36(4), S. 60–64.
- Nassehi, Armin (2019): *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*. München: C. H. Beck.
- Nechushtai, Efrat / Lewis, Seth C. (2019): »What kind of news gatekeepers do we want machines to be? Filter bubbles, fragmentation, and the normative dimensions of algorithmic recommendations«. In: *Computers in Human Behaviour* 90, S. 298–307.
- Neuberger, Christoph (2022): »Journalismus und Plattformen als vermittelnde Dritte in der digitalen Öffentlichkeit«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 74(S1), S. 159–181. <https://doi.org/10.1007/s11577-022-00832-9>
- Renn, Joachim (2014): *Performative Kultur und multiple Differenzierung. Soziologische Übersetzungen I*. Bielefeld: transcript.
- Renn, Joachim (2021): *Indirekte Referenz. Pragmatischer Realismus und Medientheorie. Soziologische Übersetzungen III*. Bielefeld: transcript.
- Renn, Joachim (2023): »Versprengte Debatten, vertagte Inklusion. Paradoxe Öffentlichkeit in der multipel differenzierten Gesellschaft«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 12(1) S. 128–151.
- Shehadeh, Nadia / Siri, Jasmin (2016): »Flucht im TV-Format. Das Fernsehen über, mit und von Refugees«. In: *Jahrbuch Fernsehen*, S. 31–39.
- Siri, Jasmin / Seßler, Katharina (2013): *Twitterpolitik. Politische Inszenierungen in einem neuen Medium*. Berlin/ Köln: Institut für Medien- und Kommunikationspolitik.
- Siri, Jasmin (2014): »privat*öffentlich: Die Emergenz des politischen Selbst in Social Media«. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 39, S. 101–120.
- Siri, Jasmin (2019): »Politische Öffentlichkeit in Gesellschaft der Computer – über die Bedeutung der Medienevolution für die politische Soziologie«. In: *Soziologie* 48(4), S. 417–421.
- Simmel, Georg (1992/[1908]): *Soziologie. Untersuchungen über Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stäheli, Urs (2021): *Soziologie der Entnetzung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.